18/1984 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Gipfelsturm

Wie gelangt Sabine P. auf den Siebentausender?

Wüstenmarsch

500 km durch die Karakum

Kisch und Fisch

Auf den Spuren des „Rasenden Reporters" bei Mönchguter Fischern auf Rügen

Wirtschaft
Von Fischern auf Rügen, wo Kisch einst reporterte **Seite 4**

Bildfeuilleton
Moskauer Impressionen **Seite 10**

Herbstmesse
Erdölaufbereitungsanlagen für Sibirien **Seite 12**

Nachrichtenmagazin **Seite 14**

Augenzeugen – Schauplätze
Vor 40 Jahren wurde Bulgarien vom Faschismus befreit. Dobritsch trägt heute den Namen des sowjetischen Marschalls Tolbuchin **Seite 16**

Sport
Der Siebenkampf und seine neue Weltrekordlerin Sabine Paetz **Seite 22**

FW-Serie
Die Memoiren des Diplomaten Rudolf Engel **Seite 26**

Geschichte
Im Rückspiegel. Erinnerungen an das Jahr der DDR-Gründung **Seite 28**

Musik
„Camerata Musica" auf Konzerttournee an der Erdgastrasse **Seite 30**

Bildende Kunst
Atelierbesuch bei dem Bildhauer Arutjunjan **Seite 32**

Literatur
Erzählung von Nodar Dumbadse: „Teufeleien" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Der Zauberstift" **Seite 40**

Polemik aktuell
Der Milliarden verschlingende Moloch **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Wissenschaft
Muß ein Teil der Energie zum Schlot hinaus? **Seite 46**

Das Experiment
Marsch durch den Glutofen Karakum **Seite 50**

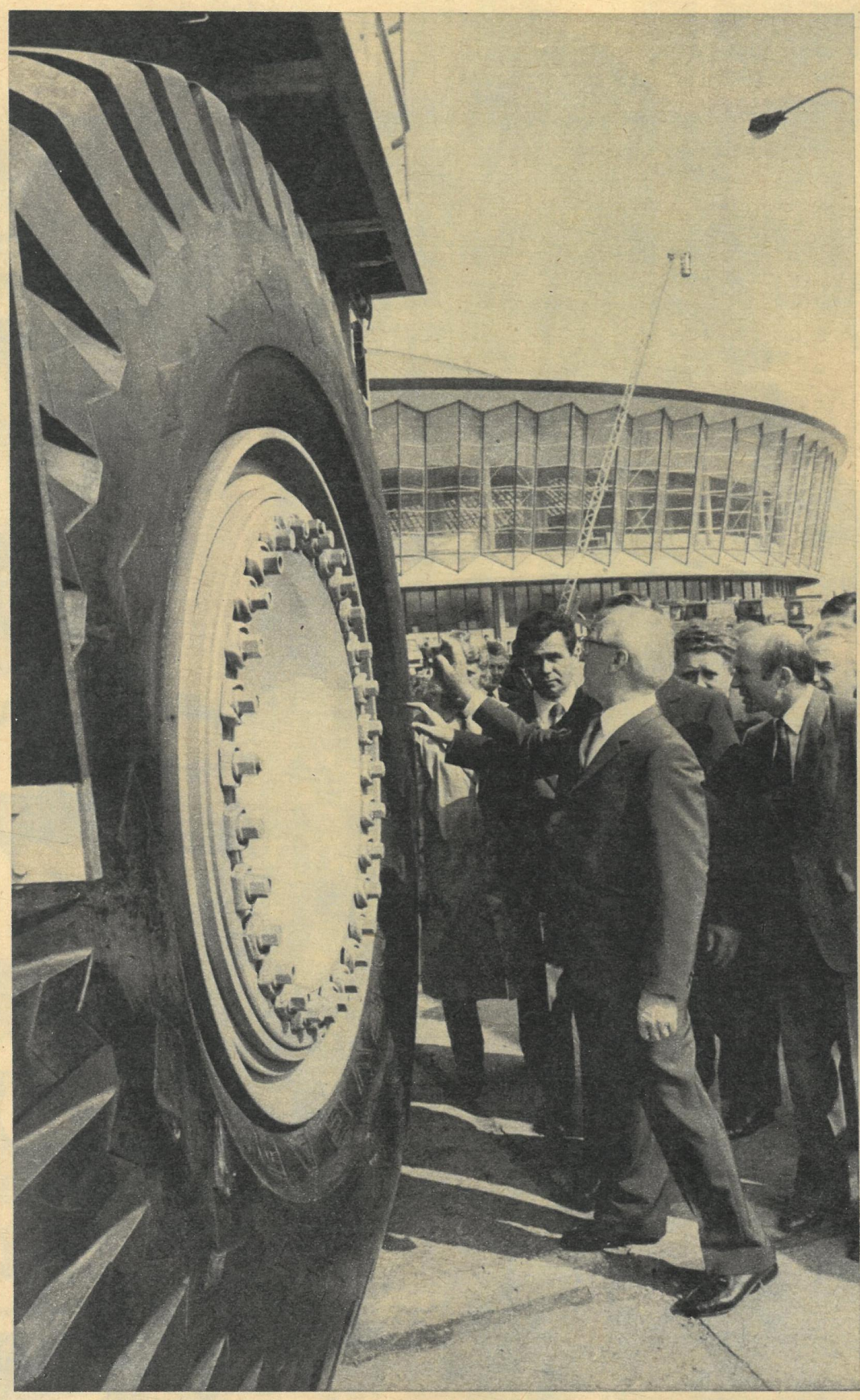
Agrarflug
Mit 150 km/h über Äcker und Wälder **Seite 52**

Titelbild
Lothar Willmann fotografierte diesen Küstenfischer auf Rügen

Redaktionsschluß für dieses Heft: **27.8.84**

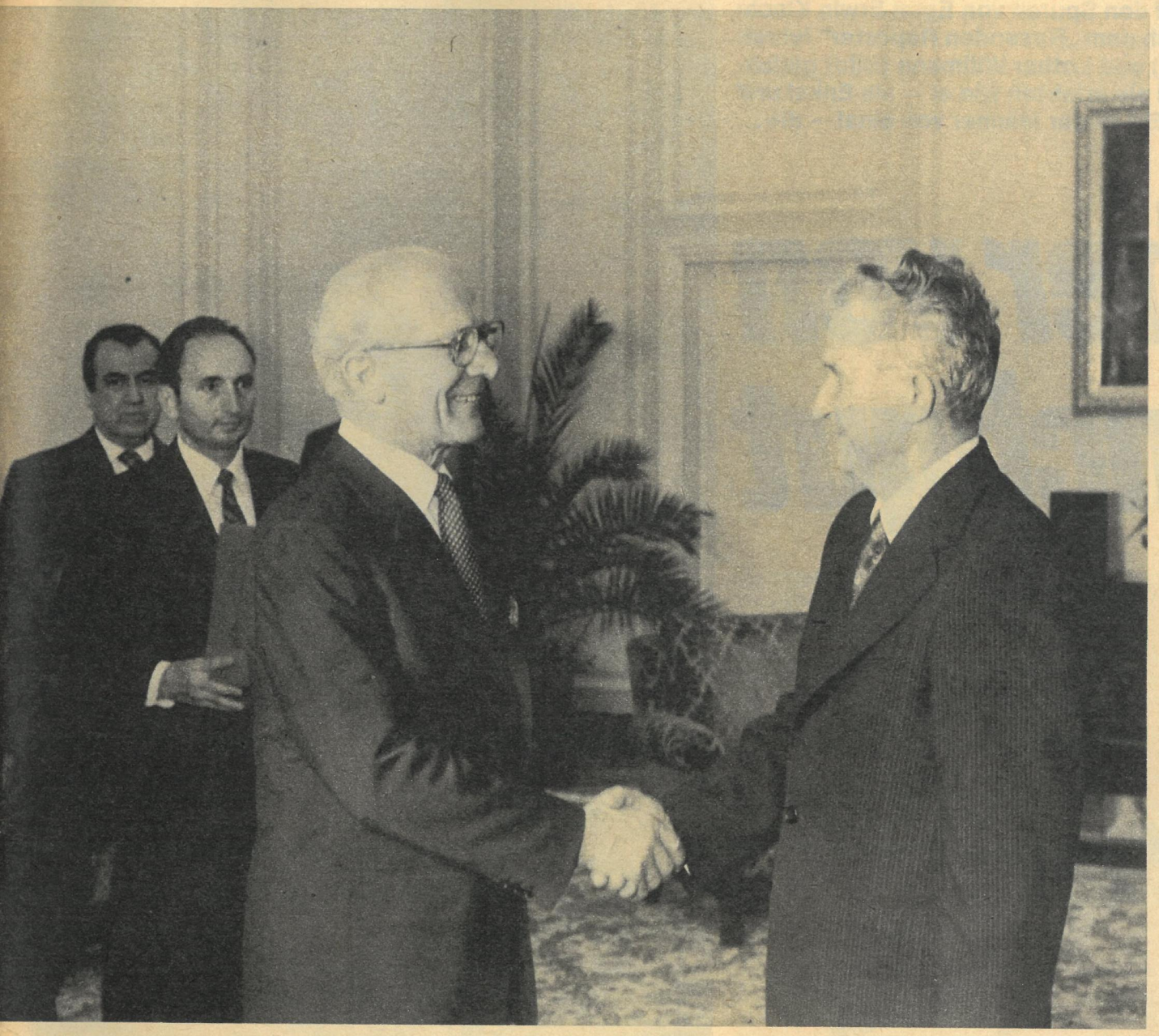
Zu den Feierlichkeiten anläßlich des 40. Jahrestages der Befreiung Rumäniens weilte der Generalsekretär des ZK der SED und Vorsitzende des Staatsrates der DDR, Erich Honecker, in Bukarest.

Brüderliche Verbundenheit



„Angesichts der vom Imperialismus zugespitzten Weltlage und der dringenden Notwendigkeit, alles für die Abwendung der Gefahr eines verheerenden Atomkrieges zu tun, erscheint es uns notwendiger denn je, das weitere gemeinsame Handeln für Frieden und Sicherheit noch enger zu gestalten sowie unablässig zur Festigung der Einheit und Geschlossenheit unseres Bündnisses beizutragen."
Erich Honecker

„Wir sprechen uns entschieden für die Festigung der Solidarität und Zusammenarbeit zwischen allen sozialistischen Ländern aus, da dies von besonderer Bedeutung ist für das gesamte internationale Leben, für die Behauptung des Ansehens des Sozialismus in der Welt, für eine Politik der Zusammenarbeit und des Weltfriedens."
Nicolae Ceauşescu



In diesem Sommer sind vier Jahre vergangen, seit Erich Honecker an der Spitze einer Partei- und Staatsdelegation der Sozialistischen Republik Rumänien einen Freundschaftsbesuch abstattete. „Wir erlebten bewegende und bewegte Tage in Rumänien, von denen Erich Honecker sagen konnte, daß sie gute Ergebnisse brachten, weil sie in einer Atmosphäre der Freundschaft und des gegenseitigen Einvernehmens verliefen", schrieb damals der FREIE WELT-Reporter.

Nun weilte Erich Honecker erneut in Bukarest. Anlaß war der 40. Jahrestag der Befreiung, der im ganzen Lande feierlich begangen wurde, zu dem das rumänische Volk rund 140 Delegationen aus über 100 Ländern begrüßen konnte. (Foto links während der Demonstration). Die historischen Siege der Sowjetarmee im Großen Vaterländischen Krieg schufen damals günstige Bedingungen, so daß die Kommunisten des Landes trotz Illegalität und jahrelanger Verfolgung die Volksmassen in den Kampf führen und mit einem Aufstand das faschistische Antonecu-Regime stürzen konnten. Die so hart erkämpfte historische Chance wurde genutzt. Erich Honecker erinnerte anläßlich seiner Auszeichnung mit dem höchsten rumänischen Orden (Foto links) daran: „Zu einer Zeit, da das rumänische Volk den 40. Jahrestag der Revolution der sozialen und nationalen, antifaschistischen und antiimperialistischen Befreiung Rumäniens würdig begeht, und im 35. Jahr des Bestehens der Deutschen Demokratischen Republik können wir mit Stolz auf den bisher durchschrittenen erfolgreichen und oftmals nicht leichten Weg, auf die dabei vollbrachten Leistungen zur Stärkung unserer sozialistischen Staaten zurückblicken."

Doch diese Erfolge wären undenkbar ohne den gemeinsamen Kampf für die Sicherung des Friedens und den damit verbundenen siegreichen Aufbau des Sozialismus, ohne das enge Zusammenwirken aller sozialistischen Bruderländer, ohne ihre gegenseitige Unterstützung. Beide Staatsmänner waren sich während ihres Treffens einig in ihrer Besorgnis über die äußerst angespannte internationale Lage, hervorgerufen durch die Konfrontations- und Hochrüstungspolitik der USA, und sie bekräftigten die Aktualität der Vorschläge der sozialistischen Bruderländer. Von der Kontinuität der Politik der friedlichen Koexistenz zeugte der gemeinsame Standpunkt beider Gesprächspartner, daß der politische Dialog mit allen zur Verständigung bereiten Kräften fortgesetzt werden muß. Das brüderliche Zusammenwirken, das in dem Treffen deutlich wurde, findet seinen Niederschlag auch in dem durch die Ministerpräsidenten 1981 unterzeichneten langfristigen Programm der Kooperation und Spezialisierung in wichtigen Bereichen der Volkswirtschaft bis 1990. Dabei ist die Sozialistische Republik Rumänien ein leistungsfähiger Partner. Davon konnte sich Erich Honecker auf dem Bukarester Messegelände (ganz links) überzeugen.

Fotos: ZB/Busch

FREIE WELT auf den Spuren von Egon Erwin Kisch: Sechs Jahrzehnte nach dem „Rasenden Reporter“ fuhren Helmuth Pelzer (Text) und Lothar Willmann (Bild) gleichfalls nach Rügen, und sie erlebten wie er – als Enkel und Erben der Männer von einst – die ...

Fischer von Mönchgut

Er kannte die Prager Gassen und die Prager Kinder, die leichten Mädchen und die schweren Jungs. Er höhnte über Richter, Advokaten, Polizisten. Sein Herz schlug für die kleinen Leute – es schlug links. Er hatte sein Reporter-„Debüt beim Mühlenfeuer“ gehabt, war „Mit Auswanderern durch Frankreich“ gezogen, hatte „Unter Obdachlosen von Whitechapel“ kampiert und „Bei den Heizern des Riesendampfers“ das harte Los von Seeleuten erfahren. Den Reporteralltag – für Kisch: ein „Marktplatz der Sensationen“ – hat er wie kaum ein zweiter erlebt, hellwach für alles, das ihm begegnete. Und er kam später noch weit herum in der Welt – bis China, Amerika, Australien. Vordem aber, in irgendeinem Sommer vorm Jahre '25, fuhr Kisch mit Mönchguter Fischern hinaus zum Fang. Im Vorwort zu seinem Buch „Der rasende Reporter“ schrieb er – nachdenkens- und beherzigenswert auch für uns Heutige: „Nichts Sensationelleres gibt es in der Welt als die Zeit, in der man lebt!“

Schroffe Steilufer, zernagt und zerklüftet von Wettern und Wogen der See. Dünen mit schütterem Grashaar. Gelb- und grausandiger Flachstrand. Windflüchter und Wälder auf hohen, geschwungenen Hügeln, sanfte grüne Hänge und stille, schilfgesäumte Buchten. Land, geformt und gefaltet von den Gletschern der letzten Eiszeit: Landschaft auf Mönchgut, Erde zwischen Meer und Bodden „im zackigen Südosten Rügens".

Grünen und Blühen säumte die schwarzen Asphaltbänder hoch zum Norden: Zeit, in der die Schwärme des „Rügenschen Frühjahrsherings" um die Insel ziehen, oben vom Kattegatt und der Südspitze Schwedens zu ihren Laichplätzen im Greifswalder Bodden. Hohe Zeit des heimischen Fischfangs – ergiebigste „Ernte"-Zeit der Fischer, ganz besonders für jene zwischen Prorer Wiek und dem Rügenkap Südperd, dem Strelasund und der Greifswalder Oi. Dann gibt es, auch rings um Mönchgut, Mondnächte, in denen es schwarmweis silbern aufleuchtet in Bodden und Meer. Neun Zehntel ihres Jahresfangs bringt den Fischern der Frühjahrshering.

Mönchgut. Inselland. Voreinst: zwei Kirchspiele und das Lehngut von Mönchen, später Rittergut, Domäne; Ausbaue, Vorwerke, geduckte Häusler- und Fischerkaten – heute: ein Landstrich erarbeiteter Wohlhabenheit. Aber wie ehedem: Dörfer und Ortsteile weithin verstreut an den Ufern – und wie seit alters, obenhin gen Baabe, vom Mönchgraben begrenzt. „Über den Mönchgraben heiratete man nicht hinweg. Und wer über den Mönchgraben herkam, hatte es schwer, hier Fuß zu fassen", erzählt Vadding Looks, der alte Fischer.

Kisch hat uns von „seinen" Mönchguter Fischern keine Namen hinterlassen. Aber ziemlich sicher hießen die zwölf entweder Looks oder Kliesow oder Koos – zu jener Zeit nahezu die einzigen Familiennamen auf Mönchgut. Doch so wie Rügen, die einstmals „vergessene Insel", aus ihrem Jahrhundertschlaf erweckt und ins neue, veränderte Geschehen des Landes einbezogen wurde, hat auch der Mönchgraben (vor geraumer Weile meliorriert und mit einer breiten schönen Straße überzogen) aufgehört, Dörfer und Leute von der übrigen Insel und den anderen Inselbewohnern zu trennen. Die Namen an den Häusern der Mönchguter sind heutigentags gleich vielfältig wie –

Egon Erwin Kisch:

„Nirgends ist man so rückständig in der Technik des Fischfangs wie an der pommerschen Küste, und am allerrückständigsten sind die Leute von Rügen. Seit dem Mittelalter wird das Gewerbe auf gleiche Art ausgeübt … Inselbewohner sind immer konservativ. Doch unten im zackigen Südosten Rügens, auf der Halbinsel der Insel, lebt das in sich geschlossenste Volk. Im Juli, im August sind Sommergäste da, aber die Leute auf Mönchgut lassen sich von ihnen kaum stören. Sie bebauen ihre kleinen Äcker, sie weiden ihr Vieh, sie bessern ihre Boote aus und mähen Gras … Zeitig morgens an den Wochentagen, so gegen drei Uhr, fahren die Fischer hinaus zu ihren Fangkörben: auf die Heringsjagd."

Fischer von Mönchgut

sagen wir – die Namensvielfalt im Stralsunder Telefonbuch.
Nirgendwo, an keiner Stelle seines „Heringsfang"-Reports, gibt uns Kisch, der findig-fündige Altmeister der Reporterzunft, auch nur den geringsten Anhaltspunkt, wo und mit welchen Fischern „auf Mönchgut" er in der Frühe hinaus auf die stürmische See gefahren ist. Nichts, das uns mit Sicherheit sagen ließe: „Hier also wars…"
Oder doch? Erwähnte er nicht „die zwei großen Segellogger, in denen die Jagdbeute zum Verkauf… gebracht wird"? Und daß „mit einem Reusenball… im Gasthof des Ortes die beendete Vorarbeit" des Reusensetzens gefeiert wurde? Und beschreibt er nicht, obschon nur kurz, den „Raliierungsplatz am Strand", den „ein Signalmast" überragt und wo „die bauchigen Ruderboote an erhöhter Stelle" liegen? Die so überaus rührige Heimatforscherin im Göhrener Mönchgut-Museum zuckt bedauernd die Schultern: „Zu wenig, um Genaues zu sagen!" Kein alter Dorflehrer lebt noch, der sich vielleicht erinnerte. Wieder und wieder lesen wir alten und älteren Fischern Kischs Reportage vor. Und endlich geben sich Vadding Looks (72) und Albert Schmidt (62) miteinander überzeugt, weil sie sich darauf aus Kindheitstagen besinnen können, daß die beiden Segellogger, der Reusenball im Ortsgasthof und der Signalmast am Strand deutlich nach Thiessow weisen. Will man indessen was Handfestes über die Thiessower Fischer – und alle anderen von Mönchgut – erfahren, sollte man sich an Hans-Joachim Bantow halten, seit Jahren Vorsitzender der Fischer-Produktionsgenossenschaft Mönchgut, der tagsüber in der FPG-Zentrale von Gager amtiert. Kaum sind wir zu ihm ins Zimmer getreten, ruft ihn – über UKW-Sprechfunk – eine scheppernde Stimme an den Apparat, und da wechselt er zum vertrauten Platt und kündigt seinem Gesprächspartner am anderen Ende des drahtlosen Telefons für morgen, in aller Herrgottsfrühe, volle zweihundert Zentner Heringe an. Nachher klärt er uns auf: „Das ist der Verarbeiter, er steht bei der Insel Vilm." Im Klartext: Der Seitentrawler „Gera" wird am kommenden Morgen von den Mönchguter Genossenschaftsfischern zehn Tonnen frischgefangenen Hering zum Einsalzen übernehmen…

Heringsfang vor Mönchgut. Aber: die Saison geht schon zu Ende. Wir wollten nicht zu früh kommen, wollten bei den Fischern sein, wenn die ziehenden Schwärme des Herings ihnen tagtäglich prallvolle Reusen bescheren – und kamen um Haaresbreite zu spät. „Es gab viel Fisch in diesem Jahr, die Quote ist ausgeschöpft!" sagt Vorsitzender Bantow. „Reichlich zweitausend Tonnen war unser Anteil – nun ist Schluß!" Doch getrost: Es wären ja noch – wie schon seit längerem Jahr für Jahr – die Fischer von Poel hier, die für ihre FPG noch einen Quotenrest Hering fangen dürfen.
Der Hafen von Gager – Fischereibasis der Mönchguter, zeitweilig Gasthafen für die Fischerkollegen aus Poel –, molengeschützt, liegt an der Hagenschen Wiek. Einige Mini-Kutter dösen im stillen Hafenwasser. Am Molenkopf: ein Großkutter namens „Gadus", frischgepönt und strahlend im Lack. „Die Fischereibiologen sind in jeder Saison hier!" klärt uns Hans-Joachim Bantow auf. Dem Rügenhering wird – allzeit im Frühjahr – nicht nur mit Stellnetzen und Großreusen, sondern auch mit der Produktivkraft Wissenschaft nachgestellt. Schwarmzug, Konzentration. Laichverhalten, Laichbefruchtung. Larvenschlupf. Das alles wird beobachtet – von Bord aus wie durch Taucher und Unterwasserkameras – wird gewissenhaft registriert, analysiert, in Computern abrufbereit gespeichert, dient dem Schutz der Art, prognostischer Vorausschau und dem Fang in künftigen Jahren. Also auch für die Fischer von Mönchgut keineswegs mehr vonnöten, „das Gewerbe auf gleiche Art" wie ihre Väter und Vorväter auszuüben. „Nicht einmal Dampfer verwenden sie", hatte Kisch seinerzeit beklagt. „Angeblich", so vermerkte er zweifelnd, „können in diesen Ostseewinkeln, da das Meer zu seicht, der Boden zu steinig ist, keine Dampfschiffe fahren. Mag sein!" räumt er ein, um gleich darauf bohrend zu fragen: „Warum aber haben sie keine Motorboote, die ihren aufreibenden Kampf mit der Flut mildern würden, warum benützen sie kein einziges der modernen Fanggeräte, das ihre Einnahmen erhöhen würde?" Nun, das neue Leben der Mönchguter hat auch diese Frage abgehakt – einmal und für immer: die 73 aktiven Fischer, zweieinhalb Jahrzehnte in der Genossenschaft vereint, nennen mittlerweile siebzig Reusenboote, 27 Großreusen, 25 Motorboote und Kleinstkutter ihr eigen. Und sie haben obendrein gelernt, über den eigenen „engen Hutrand" zu schauen. Kisch hätte unbestritten Böses erlebt, wären zu seiner Zeit Fischer von fremdem Strand in die Fanggründe der Mönchguter eingefahren. Die Poeler hingegen waren neuerlich mit ihren kleinen Kuttern von ihrer Halbinsel bei Wismar eine lange Tagreise zu den Mönchguter Inselfischern hergekommen, hier nicht nur gelitten, sondern erwartet und gut aufgenommen. Die „Gastfischer" erweisen sich auch uns gastlich: Morgen, vor Sonnenaufgang, nehmen sie uns mit an Bord…
Samtschwarze Nacht. Nur am Kai vereinzelte Lichter. Der Kuttermotor tuckert schon… Die frische Morgenbrise wischt uns den Schlaf aus den Augen. Eine Stunde oder länger: tuck-tuck-tuck-tuck und das Rauschen der Bugwelle längs der Bordwand. Seit einem Dutzend Jahren, so erzählt uns Hans-Jochen, jüngster der drei Waacks, suchen die Poeler alljährlich im Frühjahr bei den Mönchgutern ihr „Brot" – den Hauptverdienst des Jahres, das Geld vom Hering. „Sonst blieben uns bloß die Flundern – und der Dorsch. Da sähen wir ziemlich alt aus!" sagt Walter. Doch über die Sicht aufs eigene Geld und den „großen Topf" der Poeler Genossenschaft, meint er, ginge es schließlich vor allem um den Fisch – nämlich: daß er von a l l e n Fischern der Küste rasch und zur rechten Zeit gefangen werde, „vorm Ablaichen, da ist der Hering schön fett und vor allem besonders schmackhaft!" – „Und die Mönchguter, schauen sie euch wirklich nicht scheel an?" – „Naja, im ersten oder zweiten Jahr, da war's für sie wie für uns noch ungewohnt." Aber das sei lange, lange vorbei. „Wir fangen ja mit Stellnetzen, weiter draußen im Bodden, entfernt von den Reusen. Den Mönchgutern verdanken wir manch guten Tip!"

Fischers Tag beginnt zeitig: Frisch soll der Fisch auf den Tisch – oder vorher ins Eis, ins Salz oder in die Konserve… Wie hatte Kisch uns doch ermahnt? Zu bedenken, daß es „nichts Sensationelleres gibt… als die Zeit, in der man lebt".

Verarbeitungsschiffe, die zu den Fischern kommen; Inselfischer, miteinander und hinaus zu Kuttern und Schiffen durch UKW-Sprechfunk verbunden. Und Kutter, die Reusenboote schleppen, somit den Fischern hartes, kräftezehrendes Rudern ersparen; Traktoren am Strand, um Boote oder Netze an Land zu ziehen oder fürs Ausbringen der Netze zum Trocknen auf Wiesen oder Hängen. Fischereibiologen, die gewonnene Erkenntnisse der Wissenschaft unverzüglich den Fischern vermitteln; Fangquoten, erteilt aus internationaler Übereinkunft der Ostsee-Anrainer; Gastfischer, die – ums Ganze willen – die eigene Küste für Wochen verlassen… Das alles ist allmählich in den Alltag der Mönchguter Fischer gekommen, gehört für sie nun zum Gewohnten, hat viel in den Köpfen verändert, den Gemeinschaftssinn bestärkt – jedes einzelne irgendwie gewiß sensationell, als es einkehrte, unsensationell für die Zeit, in der sie leben.
„Fischers Brot – hartes Brot?" Sicher, noch immer fordert die Arbeit des Fischers den ganzen Mann. „Ihr hättet im Februar kommen müssen, als wir die Reusen setzten", sagt Albert Schmidt, der stämmige hochgewachsene Fischer der Genossenschafts-Brigade aus Groß-Zicker. „Das war kein Zuckerlekken! Andauernd Frost! Und das Wasser gefror dir an den Händen zu Eis…" Aber auch das sagt Albert, der gleich auf fünf Zeitungen und Zeitschriften abonniert ist und

Egon Erwin Kisch:
„Alle zwölf heben gemeinsam eine der Jollen und tragen sie hart an den Wasserrand, dann die zweite und die dritte. Je vier Mann stoßen ihr Boot vom Ufer in die See, und während es schaukelt, laufen sie ihm nach, bis zur Hälfte im Wasser, schwingen sich über die Brüstung und setzen Ruder ein. Die Wellen sind stärker – sie haben sich des Spielzeugs bemächtigt und werfen es einander in hohem Bogen zu… Die Fischerfäuste halten die Ruder umklammert und dreschen das Wasser, Hiebe rechts, Hiebe links, immer wieder zerren und entreißen sie es den Wogen, bis wir endlich an der geflochtenen Mauer sind… Die Erwartung steigert sich: Wie groß wird die Beute sein?"

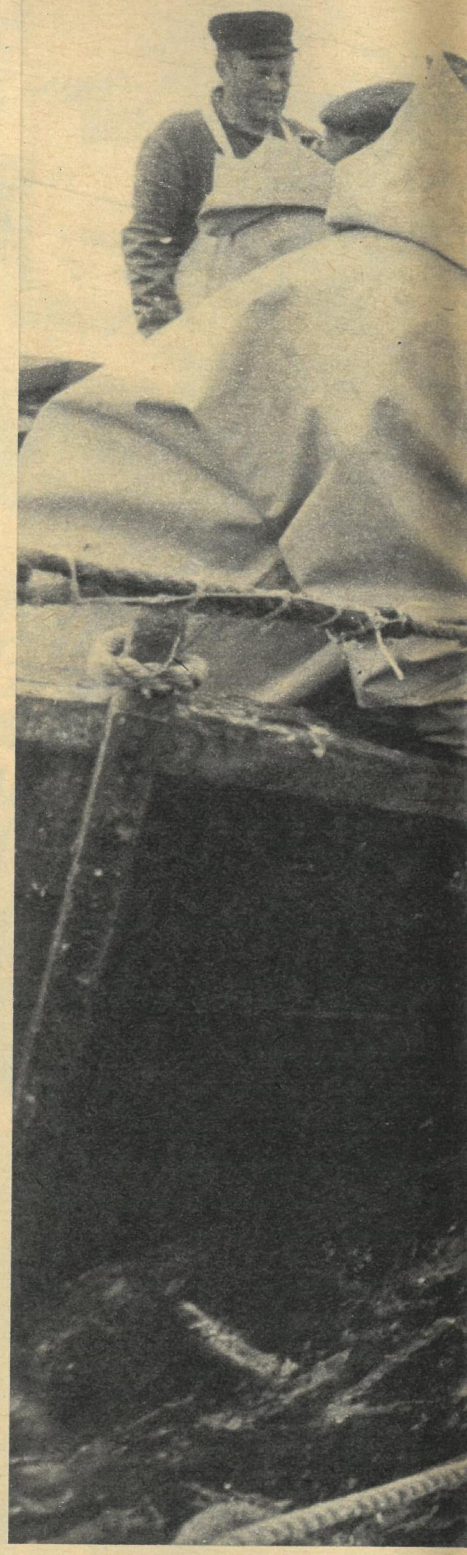
Sechs von dreiundsiebzig Genossenschaftsfischern posieren für den Fotografen (rechts). Ausfahrt zum Fang: Bootsstrand in Groß-Zicker (rechts oben). Weite Felder, moderne Technik – heute auf Mönchgut (rechts unten).

Fischer von Mönchgut

eines der schmucksten Häuser von Groß-Zicker sein eigen nennt: „Der Fischer war immer arm – und die Fischhändler waren immer reich! Gab's viel Fisch, gab's wenig Geld – vier, fünf Pfennig bloß fürs Kilo, mitunter sogar nur eine Mark für'n ganzen Zentner!" Je freigebiger das Meer den Fischern schenkte, um so größer waren das Plagen und geringer der Ertrag. Die Großhändler (bei denen die Fischer stets und ständig in der Kreide standen), die für den Hering mager zahlten, aber für Netze, Anker, Pfähle, Korke, Boote, Salz oder Kisten fette Pfründe einheimsten, gab es nach dem 45er Jahr bald nicht mehr. Erst seit jener Zeit zählt auch der Fischer viel – allerwärts im Lande.

„Jetzt müssen nur noch die Heringe kommen", artikulierte einst Kisch das bange Erwarten der Fischer. Es blieb bis heute, alljährlich zur Frühjahrszeit, die Frage, um die sich in den Gedanken der Fischer alles dreht. Der Hering war auch heuer gekommen und wiederum nicht zu knapp. Wohlbedachtes Schonen, überlegtes Fangen – sozusagen die „Hege" des Herings, konsequent über Jahre – haben sich ausgezahlt. Dabei ist, und nicht nur wegen der Treibstoffökonomie, die uralte Methode der „stillen Fischerei" wieder groß zu Ehren gekommen. Jeden Morgen zwischen März und Mai – reichlich sechs Wochen lang – sind auch die Mönchguter hinausgefahren, um ihre Reusen zu „besehen", haben sie ihre Fänge zu den Verarbeitungsschiffen oder an Land gebracht.

„Die Fischereiaufsicht läßt nicht mit sich spaßen. Wenn dir als Fischer wegen der Fangquote auch das Herz blutet – bei so viel Fisch!" sagt Richard in einer Verschnaufpause, um sich dann wieder kräftig ins Zeug zu legen beim Hochwuchten des algenbewachsenen, nassen, schweren Netzes... Wir erleben an diesem Nachmittag mit den zehn aus Groß-Zicker das Bergen einer Reuse: Wie sie die Anker des Wehrs aus dem Boddengrund zerren, Hand über Hand die viele hundert Meter lange, unten mit Ketten beschwerte Netzwand ins Boot hieven. Auf dieses Hindernis waren die Heringe auf ihrem Schwarmzug losgeschwommen, hatten ihm ausweichen wollen – hin zum tieferen Wasser, hatten arglos die seitwärts gestellten Fluchten, dann die Kehlen der Reuse passiert – und waren in die Falle gegangen: in den Netzsack, der „Kumm" (groß genug, um ein geräumiges Wohnzimmer darin zu versenken, obendrein doppelt so hoch). Dutzende Zentner Heringe schwimmen, vom unvermeidbaren Ende bedroht, an guten Tagen in solcher „Kumm" – wie heute. „Man lockert die Spannung der Netzwände, so daß das mittlere Boot immer tiefer in den Bereich der Reuse dringen kann.



Täglich wird die Reuse „besehn". Dutzende, oft gar Hunderte Zentner Hering sitzen in der Falle, der „Kumm". Saison ist in jedem Frühjahr für die Fischer um Rügen.

Egon Erwin Kisch:

„Die Kähne biegen sich unter der Last der glitzernden Haufen. Dreißig Wall beträgt die Beute, das sind zweitausendvierhundert Heringe... Es geht dem Lande zu. Noch ärger schwankt das beladene Schiff, noch höher wird es auf den Kamm der Wellenberge geschleudert, noch tiefer in wäßrige Abgründe gezogen, noch heftiger gerüttelt und geschüttelt... Will das Meer seine Bewohner zurück? Die Schiffer, so gehärtet und so gewöhnt sie an solche Revolution von Wind und Wasser sind, fluchen die saftigsten plattdeutschen Flüche. Ihre Gesichter sind verzerrt, ihre Muskeln gespannt, Ruder und Steuer begegnen dem Aufstand. Nach Stunden steigen sie als Sieger schweißgebadet und müde ans Ufer..."

Silberschuppige „Ernte" – dem Meer zurückgegeben (oben). Gastfischer aus Poel vor Mönchgut: Käpt'n Waack und Söhne – plus Steuermann (links).

Zum Schluß berühren sich die Spitzen unserer Fahrzeuge, ein gleichseitiges Dreieck bildend. Von vierundzwanzig Händen wird das Netz emporgezogen... Kleine Flundern springen empor, dann kleine Heringe, und bald wirbelt ein Heer von fliegenden Fischen durch die Luft... Hunderte von Fischen fallen an Bord. Ein paar Mal strampeln sie noch mit den Flossen, blaugrünes Konfetti und mattsilberner Flitter stäubt auf..." So erlebte und beschrieb Kisch jene Augenblicke, in denen die harten, meistens so schweigsamen Fischer in helle Aufregung geraten: Zurufe, Anfeuern, Deftigkeit, Lärmen und Lachen – für unsere zehn diesmal freilich mehr sarkastischer Humor. Denn das letztmalige „Besehen" der Reuse wird für die Heringe der Moment zurückgewonnener Freiheit. Bis zum letzten Heringsschwanz schwimmen alle davon! Auch mehrere Hornfische, Aale, Zander, Flundern, Plötzen suchen bei dieser Gelegenheit das Weite. Franz spuckt grimmig ins Wasser – grollt: „Da zieht für jeden von uns ein schöner Tausendmarkschein dahin..." Na, Franz, das zuvor Verdiente wird dich gewiß auch nicht schlecht über den Winter bringen! Lächelt er und sagt: „Ist schon wahr, aber schade drum ist's doch!" Es ist Fischers Klugheit, sich heute zu bescheiden, damit auch morgen „der Rubel rollt". Der alte Thiessower Fischer vertellt uns „im groten und ganzen" dazu: „Et geit uns good. Wi hebben all uns Huus. Wi hebben meist all 'n Auto. Wi leben good, hebben to eten und to trinken. Wi hebben ok all wat up de hoke Kant un intwischen supen wi ok noch een, wenn uns dornach tomute is..."

Tage auf Mönchgut: Inselland an Bodden und See. Tage mit den Fischern – und bei ihnen zu Haus. Dörfer, herausgeputzt, wohlhabend, schön; Ferienheime, Bungalowsiedlungen, Zeltplätze, Kaufhallen, Kneipen, Restaurants, Ambulatorien und die neue Zentralschule, langhingestreckt und gewichtig inmitten der Landschaft. Große Viehställe und weite Felder. Und hier daheim: Rügener von heute – Arbeiter, Bauern, Fischer. Sichtlich ein gutes, glückliches Zuhaus!

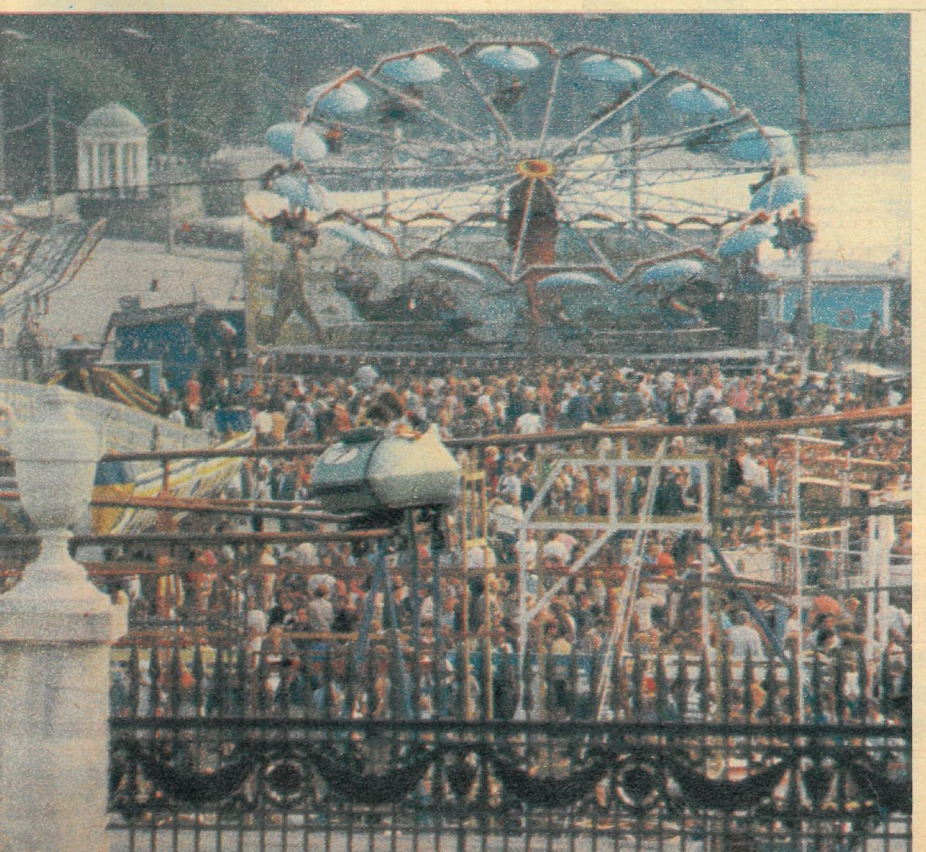
Egon Erwin Kisch:

„Auf dem Mast wird ein Ballon aufgezogen. Das ist ein Signal und meldet: ‚Großer Fang'. Fischersfrauen im Dorf, die längst nach diesem Zeichen ausschauten, laufen herbei. Sie booten die Heringe aus und breiten sie, sie zählend und ordnend, auf die Düne. Rechts die großen, links die kleinen... Überdies behält jede Fischersfrau fünf Heringe, mit denen sie heute ein Whitebait dinner zubereiten kann, wenn sie es nicht vorzieht, ihren Anteil zu veräußern. Weiberarbeit! Die Männer haben inzwischen die zweite Flasche Korn ausgetrunken und sind ins Dorf gegangen, um zu schlafen. Nur drei von ihnen spannen auf dem Zweimaster die Segel und fahren die Beute nach Lauterbach auf den Markt."

Impressionen unseres Moskauer Fotokorrespondenten Volkmar Billeb

Regen hin, Sonne her – wer sich hier nicht amüsiert, ist selber schuld. Karawanen gleich ziehen die Moskauer tagtäglich in ihren vergnüglichsten Park, der den Namen Gorkis trägt und inmitten der Stadt liegt, am Ufer der Moskwa. Also zehn Kopeken bezahlt und hineinspaziert, ob romantisch, nüchtern, verträumt oder unternehmungslustig. „Attrakziony" heißt das Zauberwort für eine Himmelfahrt auf dem größten Riesenrad der UdSSR, fürs Gaudi auf der Achterbahn. Schwindelfreie fliegen im Kettenkarussell, dem diesjährigen „Gast" vom Lunapark aus dem tschechischen Olomouc. Und manche mögen Picknick am Rande der Fontäne, deren Kaskaden sich im musikalischen Rhythmus wiegen. Starke Männer lieben Haut-den-Lukas, Mädchen mehr die Geisterbahn. Schlangen vor dem Zirkuszelt. Auf acht Freilichtbühnen bieten Orchester, Chöre und Solisten, ja selbst mitsingende Zuhörer ihr Bestes. Betrieb herrscht auf den Sportplätzen. Freundliche Eisverkäuferinnen kennen keine Absatzsorgen. Zum Schluß noch eine Kahnpartie... Verliebte finden überall einen lauschigen

Parkplatz



35 JAHRE DDR

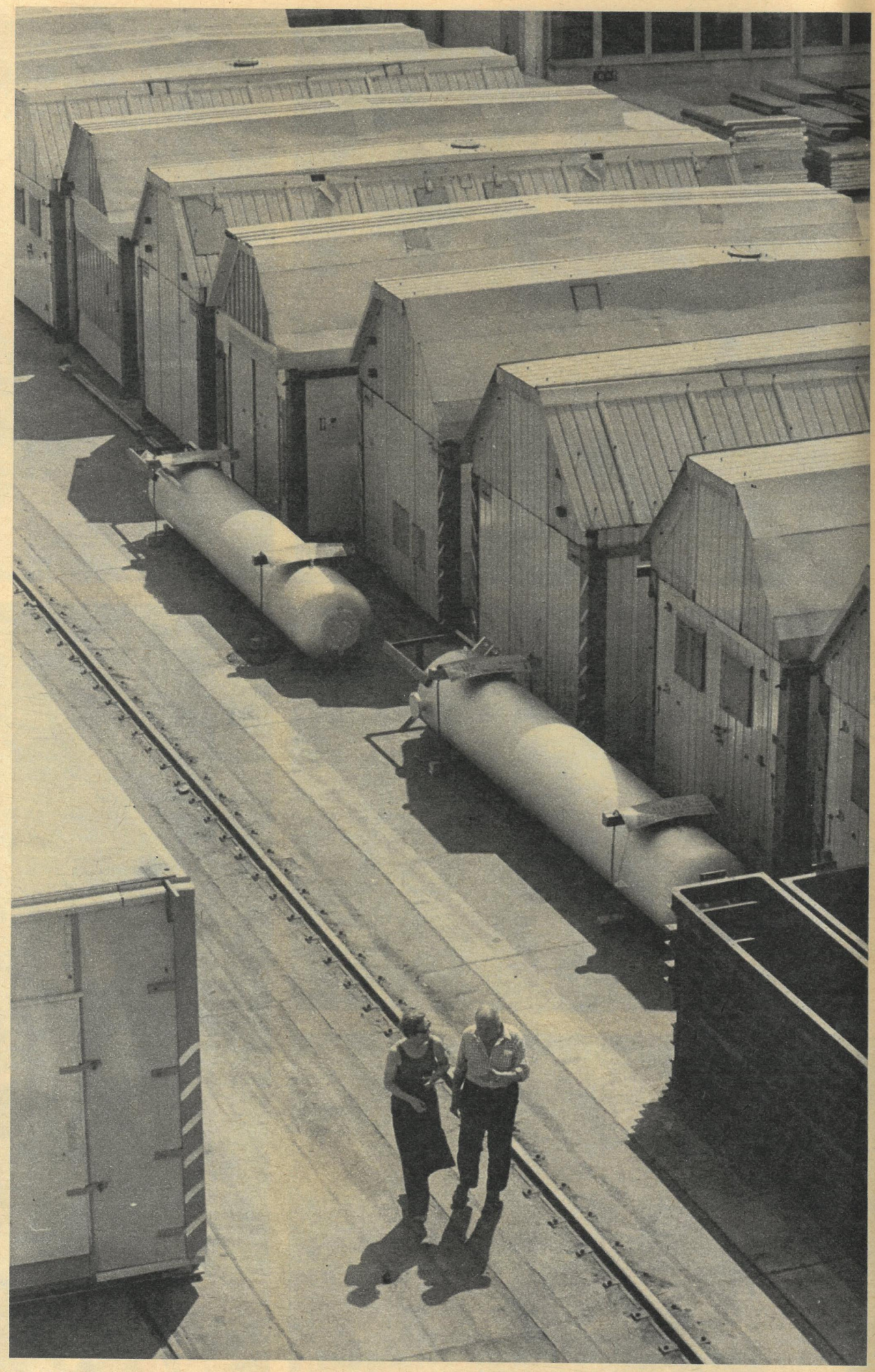
Welches auf Leipzigs Herbstmesse zu musterndes Ausstellungsstück legt wohl den weitesten Weg zurück? Kommt es aus Kuba, Japan, Vietnam? Chronisten werden es nachtragen. Wir erzählen von dem Erzeugnis mit dem kürzesten Messeweg.

Ganze fünf Kilometer (mit Umleitungen) muß jene „Hütte“ zurücklegen, die in den Produktionshallen des Chemieanlagenbaus Leipzig entsteht. Die Maschinenschlosser der Brigade „Nikolai Rumjanzew“ geben uns korrigierend den Hinweis: „Hütte, das klingt laienhaft. Sagt lieber Gasverteilerbatterieblock“. Wir wollen uns diesen Namen merken. So heißt nämlich das neue Kind in der großen Familie der Erdölaufbereitungsanlagen aus dem Chemieanlagenbaukombinat Leipzig-Grimma.

Zu einer kompletten Aufbereitungsanlage gehören, je nach Aufgabe und Einsatzgebiet, rund vierzig solcher containerartigen Hüllen. So ähnlich auch ihr Äußeres, ihr Innenleben unterscheidet sie. Hinter den silberglänzenden Fassaden beherbergen sie Meß-, Regel- oder Elektrostationen, Verdichter, auch Aufenthaltsräume, Küchen- oder Sanitäreinrichtungen. Nach dem Prinzip des Baukastens werden die einzelnen „Hütten“, Verzeihung Blöcke, am Einsatzort zusammengefügt. Und nun ergänzt ein neuer Leipziger Baustein, erfüllte Verpflichtung im Wettbewerb zum Jahrestag der Republik, das Sortiment.

Brigadier Lothar Gräbenstein, einer der bewährten Fachleute – in diesen Tagen begeht er sein 30jähriges Betriebsjubiläum – zeigt ihn uns. Im stählernen Gerüst Rohre, Ventile, elektrische Anschlüsse. Ein Mikroprozessor kommt noch dazu. Wärmedämmende und vor Kälte schützende Sandwichplatten umhüllen später die Aggregate, haben sie doch extremen Temperaturen, im Winter bis minus 56 Grad, zu trotzen.

Das Messemodell zu montieren sei eine Anerkennung, meinen wir. „Eine Arbeit wie jede andere auch“, widerspricht der Brigadier. „Wir

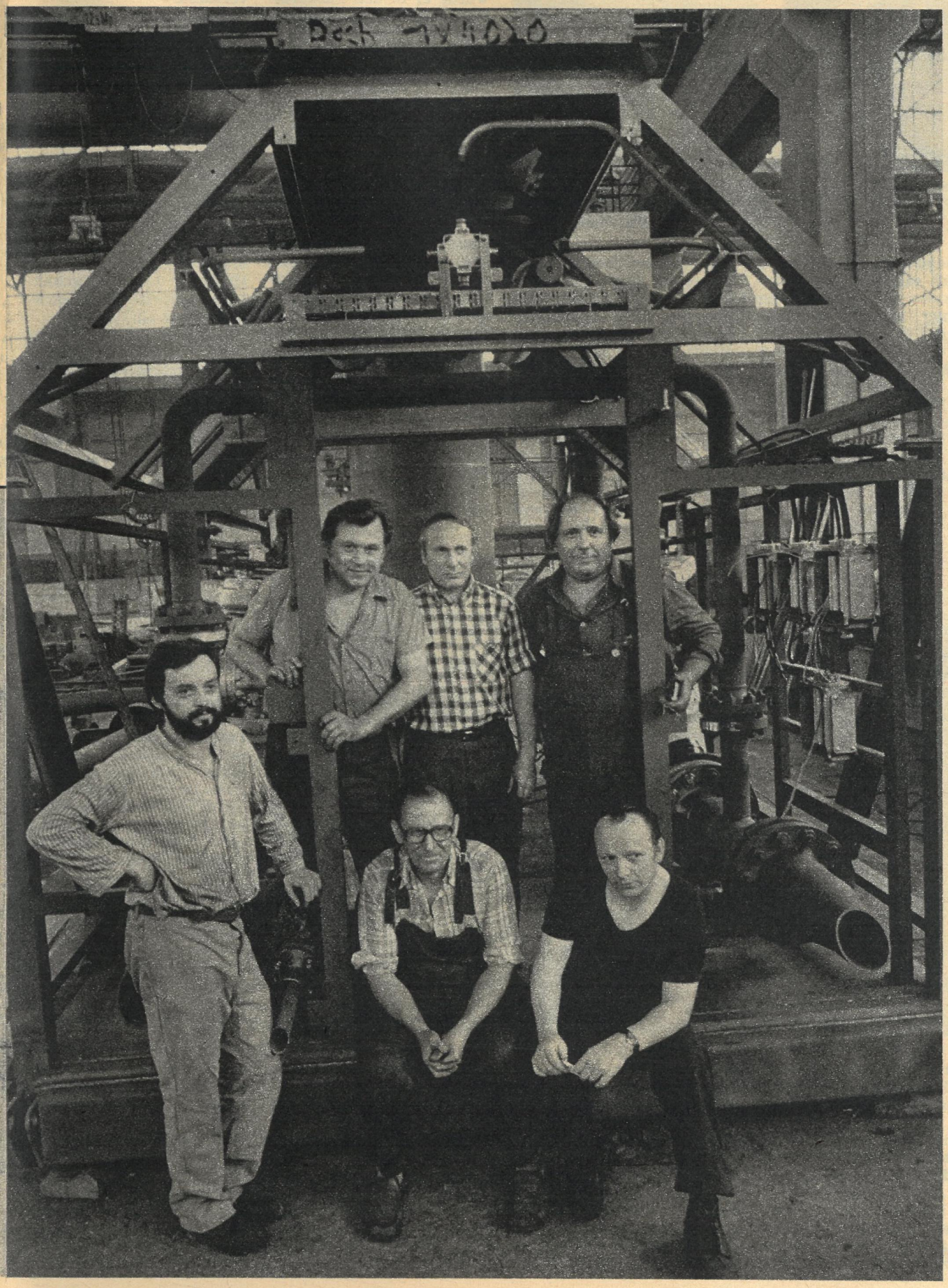


Erdölaufbereitungsanlagen – eine Spezialität des DDR-Chemieanlagenbaus. Bis zu vierzig solcher „Hütten“ werden auf den westsibirischen Erdölfeldern baukastenmäßig zusammengesetzt und bereiten dort das geförderte Erdöl auf.

Sie fertigen den neuentwickelten Gasverteilerbatterieblock – Mitglieder der Brigade „Nikolai Rumjanzew“. Von links, stehend: Dieter Löbner, Alfred Tietz, Lothar Gräbenstein, Herbert Seichter, sitzend: Manfred Kaiser, Michael Rast.

Leipziger Herbstmesse – Vom kurzen und vom weiten Weg einer Messeneuheit

Die Muster-Hütte der „Rumjanzews"



erfüllen die uns übertragenen Aufträge so gut wir können. Das ist unsere Art. Und schließlich ist dies nicht unser erster Messeauftrag."
Die bewährten Fachleute leisten anerkannte Wertarbeit, die vor internationalem Messepublikum bestehen kann. Immer wieder ziehen sie die Zeichnungen zu Rate. „In alles Neue muß man sich erst reinfinden", erklärt Lothar Gräbenstein. „Zudem ist die Montage komplizierter gegenüber den anderen von uns zu fertigenden Boxen."
Bisher sind erst zwei der neuen Blöcke gefertigt worden. Einer besteht gegenwärtig seine Probe unter sibirischen Bedingungen. Den zweiten machen die „Rumjanzews" derzeit messefein.
Das die Ölförderung begleitende Erdgas durchläuft mehrere Prozeßstufen. Im neuen Batterieblock wird ihm schließlich die Restfeuchte entzogen und danach mit hohem Druck retour in die Förderstätte gepreßt. Damit drückt es andernorts das Erdöl an die Erdoberfläche. Eine effektive Angelegenheit. Die Fachleute bezeichnen diesen Vorgang kurz als Gas-Lift-Verfahren.
Dieser neue Block ist, wie alle anderen Ausrüstungen auch, gemeinsam mit dem Kuibyschewer Institut „Giprowostokneft" entwickelt worden. Diese Technik ermöglicht ein weitverzweigtes Fördersystem zu automatisieren, garantiert eine maximale Förderung bei minimalem Arbeitskräfteeinsatz.
Fünf Kilometer mißt der Weg von der Leipziger Produktionshalle zur Messehalle 6. Dort ordnet sich der Gasverteilerbatterieblock ein in das Exportangebot des Kombinats zu den Schwerpunkten Erdölverarbeitung, Kohleveredlung, Lebensmitteltechnologie und Tieftemperaturtechnik. Doch wenn die Messezeit vorbei ist, wird die „Hütte" der „Rumjanzews" den anderen folgen. Dann beginnt ihr weiter Weg. Über Schienen- und Wasserwege bis ins Tjumener Erdölfördergebiet...

Wolfgang Tautenhahn (Text)
Detlef Christel (Fotos)

In memoriam Friedrich Ebert

„Sein Name und sein Wirken sind für ewig mit der Herausbildung und Vertiefung des Bruderbundes mit der KPdSU und der Sowjetmacht verbunden. Als Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft von 1950 bis 1958 hat er mit besonderer Leidenschaft viel dazu beigetragen, daß die Freundschaft mit dem Lande Lenins zur Herzenssache der Bürger unserer Republik wurde." So hieß es im Nachruf des ZK der SED, der Volkskammer, des Staatsrates, des Ministerrates und des Nationalrates der Nationalen Front für einen Mann, der ein Leben lang der Sache der Arbeiterklasse die Treue hielt: Friedrich Ebert. Der gebürtige Bremer hatte sich bereits zu Beginn seiner Buchdruckerlehre in der proletarischen Jugendbewegung organisiert und wurde mit 19 Jahren Mitglied der SPD. Später, als Journalist und Funktionär seiner Partei, als Reichstagsabgeordneter, trat er aktiv für die Erhaltung der von den Arbeitern in der Novemberrevolution erkämpften Rechte ein. Von den Nazis gehaßt, mußte er die Hölle der Konzentrationslager Oranienburg, Börgermoor und Lichtenburg durchleiden. Es gelang den Faschisten nicht, den Sozialdemokraten Friedrich Ebert gegen seine kommunistischen Klassengenossen auszuspielen. Nach der Befreiung Hitlerdeutschlands durch die Sowjetarmee leistete er gemeinsam mit Otto Grotewohl, Otto Buchwitz und anderen Genossen der SPD einen hervorragenden Beitrag zur Überwindung der Spaltung der Arbeiterklasse. Auf dem Vereinigungsparteitag von KPD und SPD am 21. April 1946 wurde er in den Parteivorstand der SED gewählt, 1949 wurde er Mitglied des Politbüros des ZK der SED. Fast 20 Jahre lang war er Oberbürgermeister von Berlin. Am 12. September wäre Friedrich Ebert 90 Jahre alt geworden, er, der im April 1975 in einem Artikel geschrieben hatte: „Die vielfältigen praktischen Maßnahmen der sowjetischen Militärbehörden zur Rettung des deutschen Volkes vor dem drohenden Hungertod, die bedeutende Unterstützung bei der Ingangsetzung der Betriebe, Verkehrsmittel, Kulturstätten – das alles bewirkte allmählich die Tilgung antibolschewistischer Stereotypen aus Millionen Hirnen und legte zugleich den Keim für jene unverbrüchliche Freundschaft, die heute die Bürger der DDR mit allen Völkern der Sowjetunion verbindet."

Horst Goldschmidt

Drei Fragen – drei Antworten

Im Bezirk Karl-Marx-Stadt gibt es vier Häuser der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft: in der Bezirksstadt, in Zwickau, Annaberg und in Bad Elster. Über ihr Wirken sprach FREIE WELT mit Käte Neumann, Sekretär für politische und kulturelle Massenarbeit im DSF-Bezirksvorstand.

– Wie viele Besucher haben die vier Häuser?

– Jährlich zählen wir über 160 000, die an rund 2700 Veranstaltungen teilnehmen. Der größere Teil dieser Angaben entfällt auf unser größtes Haus in Zwickau mit 280 Plätzen und der kleinere Teil auf unser „kleinstes" Haus in Bad Elster mit nur 100 Plätzen. Alles in allem dürften diese Zahlen ein beredter Ausdruck dafür sein, daß die Häuser in ihrer gesellschaftlichen Umwelt einen geachteten Platz einnehmen.

– Gibt es besondere Vorhaben im Programmangebot zum 35. Jahrestag der DDR?

– Ich denke dabei an die „Familiennachmittage" mit deutschen und sowjetischen Familien. Für jedes Familienmitglied, Mutti, Vati und die Kinder, bieten wir spezielle Veranstaltungen. Im Hinblick auf das DDR-Jubiläum möchte ich u. a. eine Veranstaltungsreihe nennen, in der Schriftsteller über ihre Sowjetunionreisen und ihre sowjetischen Kollegen sprechen sowie die Vortragsreihe „Vom Werden und Wachsen unserer Freundschaft", in der vor allem Aktivisten und Mitbegründer unserer Gesellschaft auftreten. An die Jugend wenden wir uns mit der musikalisch-literarischen Veranstaltungsreihe „Dies ist mein Land, meine Liebe" mit dem Schauspieler Wolfgang Bachmann vom Städtischen Theater Karl-Marx-Stadt, mit Diskotheken für Komsomolzen und FDJ-Mitglieder. Speziell für Komsomolzen in allen Häusern organisieren wir Vorträge „Die Stadt, in der ich diene" und „Die Deutsche Demokratische Republik, unsere schöne Heimat".

– Wie aktiv sind die Zirkel und Arbeitsgemeinschaften?

– Zu nennen wäre da ein Keramikzirkel, der einen symbolischen „Lebensbaum" zur Entwicklung unserer Republik gestaltet sowie ein Klöppel-Zirkel, dessen Mitglieder für die sowjetischen Besucher, die am Jubiläumstag unserer Republik in unsere DSF-Häuser kommen, Freundschaftsgeschenke anfertigen.

Von Pop bis Rock

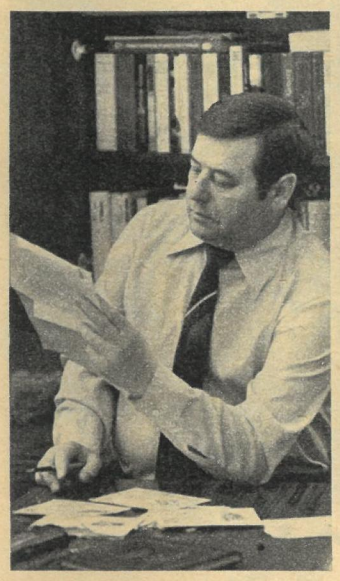
Drei Jahre lang hatten die Musikfreunde in aller Welt vergeblich auf das vertraute Fanfarensignal gewartet. Nun endlich erklang es wieder und eröffnete das 21. Internationale Schlagerfestival „Sopot '84". Einige schöne Sommertage lang war die Stadt an der polnischen Ostseeküste erfüllt vom Wettstreit der Pop-Sänger, der Jazz-Solisten, Chanson-Interpreten und Rock-Gruppen, die aus Kuba, Bulgarien, der Sowjetunion, Ungarn, Finnland, Japan, der ČSSR, unserer Republik und vielen anderen Ländern angereist waren und nun die zauberhafte Naturkulisse der Waldbühne belebten. Sopot darf sich rühmen, daß seine Festivals nicht nur zu den ältesten in Europa zählen, sondern auch in den Ohren der Könner und Kenner seit langem einen guten Klang haben. Nicht nur die Ostsee allein bestimmte hier das frische Klima, sondern auch die Anwesenheit bedeutender Künstler – so des weltberühmten Chansonniers Charles Aznavour aus Paris. Für manchen aber war Sopot erst der Startplatz in den Schlager-Himmel (wenn alles gut ging). Ein harter Konkurrenzkampf um die Gunst von Publikum und Jury, der nicht nur hohes Können, sondern auch starke Nerven brauchte. Beim abschließenden Gala-Konzert unter nächtlichem Himmel waren dann die Würfel gefallen. Die internationale Jury erkannte den Grand Prix der polnischen Sängerin Krystyna Giżowska (unser Bild) zu. Ihr Titel „Blue Box" hatte sie überzeugt. Der erste Preis ging zu gleichen Teilen an Jürgen Marcus (BRD) und Anne Veski (UdSSR). Die begehrte „Bernstein-Nachtigall" für die interessanteste Interpretation eines polnischen Liedes reiste mit Eva-Maria Pieckert – besonders bekannt durch ihren Titel „Um die Erde zu behalten" – nach Berlin.

Karin Kopp

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: Volker Hohlfeld (2), Alfred Paszkowiak, TASS/Ulfis Paže

Der Ruf aus Kemerowo

„In seinem Interview für die ‚Komsomolskaja Prawda' wies Genosse Erich Honecker darauf hin, daß die Jugend der DDR mit dem ‚Friedensaufgebot der FDJ' gerade jene Initiative ergriffen hat, welche die gegenwärtige internationale Lage verlangt. Den Frieden und Sozialismus mit Höchstleistungen am Arbeitsplatz zu stärken und zu festigen – das ist auch kämpferische Tradition in unserem Leninschen Komsomol." So schrieb Rudolf Stachejew in der zentralen Tageszeitung des sowjetischen Jugendverbandes. Der Bergmann aus Kemerowo, Leiter einer Hauerbrigade im Kusnezbecken, gehört zu den bekanntesten Jugendbrigadieren in der Sowjetunion. Seine Meinung ist gefragt – nicht erst, seit er zum Mitglied



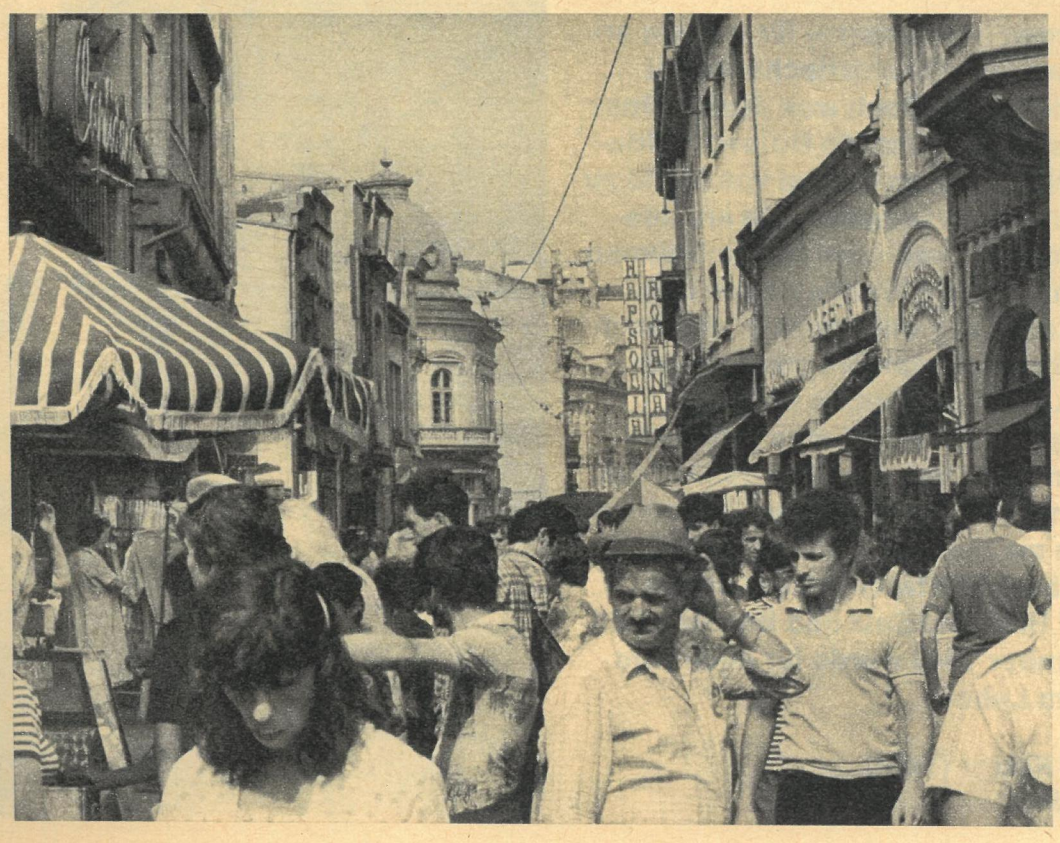
des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR (unser Foto) gewählt wurde. 1981 gewann seine Brigade als erste den damals gestifteten „Stachanow"-Preis für die Sieger im sozialistischen Wettbewerb zwischen jungen Bergleuten. Nun hat sie erneut die Initiative ergriffen. Ebenso wie die Jugendbrigade Jörg Harders in der DDR hat sie alle Jugendkollektive ihres Landes aufgerufen, den 31. August zu einem Tag höchster Arbeitsproduktivität zu machen. Am Vorabend des Weltfriedenstages bricht zugleich das fünfzigste Jahr an, da in der Nacht zum 1. September 1935 Alexej Stachanow seine legendäre Höchstleistungsschicht gefahren hatte. „Was für ein Auftakt für dieses Jubiläumsjahr", schrieb Rudolf Stachejew, „wenn wir den Erlös der Bestleistungsschicht auf das Konto zur Vorbereitung der XII. Weltfestspiele der Jugend und Studenten überweisen..." Ein erstes Echo war schon in den nächsten Tagen aus Moskau, dem Altai und Karaganda zu hören. Typisch dabei immer wieder der Hinweis auf die persönlichen Kontakte mit den Freunden zwischen Elbe und Oder – und ein Satz, der von Juri Poljaschkow von einem Getreideverarbeitungskombinat im Altai-Gebiet stammt: „Es tut gut zu wissen, daß hinter der Friedensinitiative der Jugend in den sozialistischen Ländern in vorderster Front auch die jungen Patrioten in der DDR stehen!" Ein erneuter Beweis dafür ist die inzwischen mit Erfolg beendete Friedensschicht der Harder-Brigade aus Berlin. *Dietrich Pätzold*

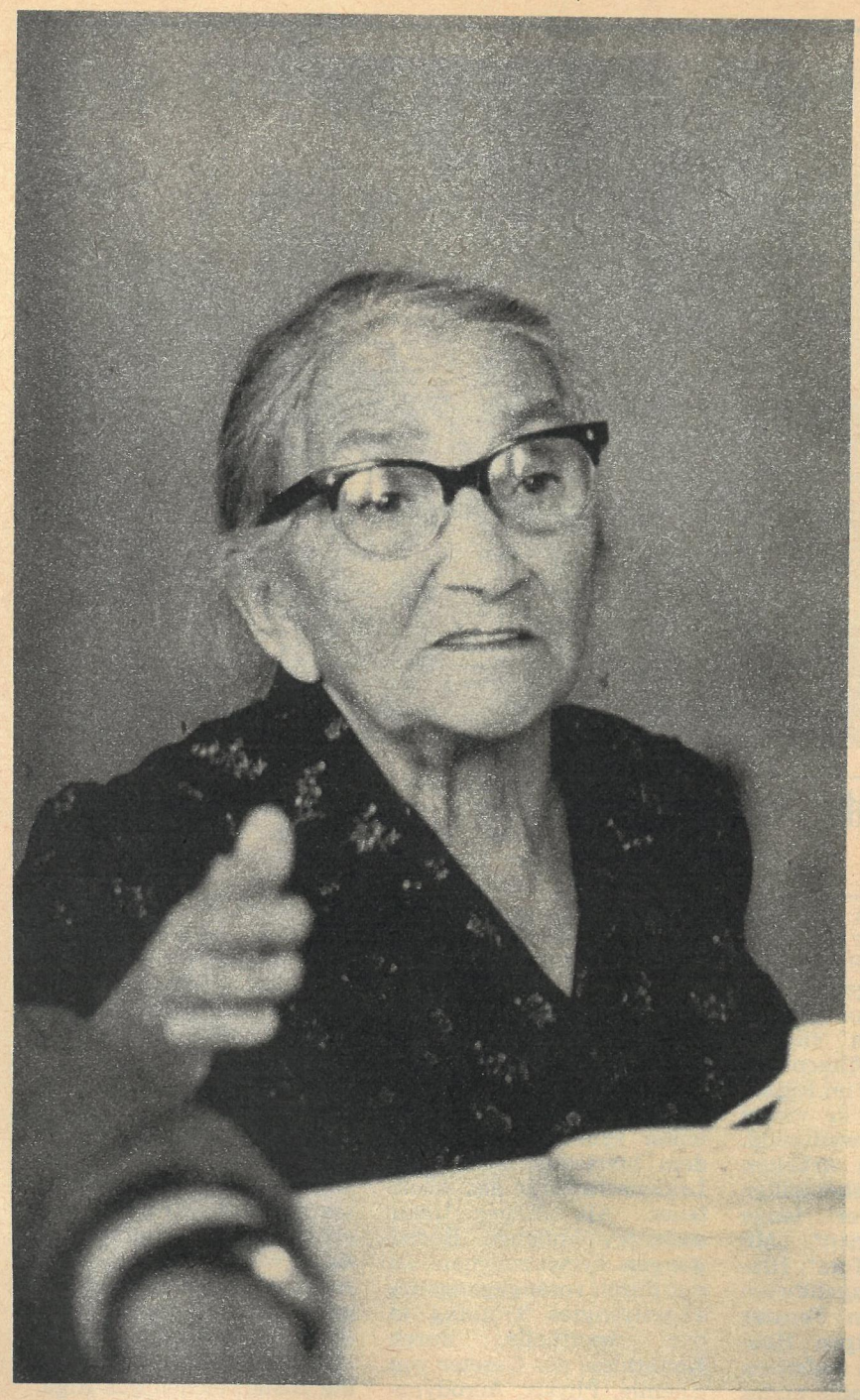
Risikoberuf in Riga

Ihr Debüt hatten die lettischen Kaskadeure im Abenteuerfilm „Die Pfeile des Robin Hood" gegeben. Das war vor fast zehn Jahren. Seitdem wirkten sie in mehr als fünfzig Filmen mit, und das nicht nur im Rigaer Studio, sondern in vielen anderen der Sowjetunion. Zu ihren letzten Arbeiten gehören der siebenteilige Fernsehfilm „Der lange Weg in den Dünen", „Mirage", „Werwolf Tom". Hinter jedem ausgeführten Sprung aus dem Fenster eines mehrstöckigen Hauses, hinter jedem Aufsitzen auf ein galoppierendes Pferd, hinter jedem Autounfall (unser Foto aus dem Film „Der längste Strohhalm") stehen genaue technische Berechnungen, ein intensives Training und natürlich auch der Mut der Männer. Ihre Arbeit ist ein Risikoberuf. Was macht ihn so anziehend? Darauf gibt Karlis Akmenis aus dem Rigaer Studio Antwort: „Für uns ist das nicht so sehr Beruf, sondern Hobby auf professioneller Basis; eine Arbeit, die uns die Beherrschung eines Tricks unmittelbar spüren läßt. Außerdem befriedigt sie unsere Leidenschaft für das Abenteuer. Als Sieger unter außergewöhnlichen Bedingungen hervorzugehen, ist nur durch vorangegangenes angestrengtes Training in der Sporthalle, durch Kenntnisse der Gesetze von Chemie, Physik, Aerodynamik und Ballistik möglich. Einmal passierte es, daß wir abends in der Sporthalle eingeschlossen waren. Und das am späten Abend. Da half uns nur unsere Kondition. Alle fünfzehn sprangen wir aus dem dritten Stock." – Die aktivsten Kaskadeure hatten angeregt, beim Rigaer Park für Kultur und Erholung eine Gruppe zu bilden, die dort ständig auftritt. Diese Idee von Karlis Akmenis und Janis Krumynsch ist bereits verwirklicht: Es entstand ein eigenes Estradenprogramm, eine Show „Von der Disko zur Retro", die bisher bereits mehr als 20 000 Zuschauer sahen. Die Kaskadeure widmen sich auch der Ausbildung talentierter Jugendlicher für ihren Beruf, der sehr gefragt ist. Neue Aufgaben warten schon auf die Risikoreichen aus Riga. Bald werden sie auch in einem Film von Dean Reed mitwirken. *Ulfis Paže*

Die „Leipziger" in Bukarest

Zur Zeit bemühen sich Spezialhandwerker in der rumänischen Hauptstadt um eine Verjüngungskur für historisch wertvolle Gebäude und Straßenzüge – wie für die malerischen Ladenzeilen an der „Leipziger Straße" (unser Foto), des fünfhundert Jahre alten Fernhandelsfleckens an der Dimbowitza. Gleichzeitig entsteht ein neues Stadtviertel. Die eben fertiggestellten Wohnblocks mit der eigenwilligen Fassadengestaltung und den zweistökkigen „Kleinkaufhäusern" der Erdgeschoßzone bilden seinen Anfang. „Uranus" heißt der geplante Stadtteil, der sich vom „Platz der Vereinigung" im Zentrum der rumänischen Hauptstadt über den Lauf des vielbesungenen Flüßchens Dimbowitza hinweg in südwestlicher Richtung erstrecken soll. Als städtebauliche Hauptachse ist der „Boulevard des Sieges des Sozialismus" gedacht; er mündet auf einen repräsentativen, gänzlich neu projektierten Platz, an dem sich das künftige „Haus der Republik", Sitz des Zentralkomitees der Rumänischen Kommunistischen Partei, des Staatsrates und der Regierung der Sozialistischen Republik Rumänien, bereits im Bau befindet. Um den halbrunden Platz vor der Fassade des Monumentalbaus gruppieren sich nach dem Modellentwurf Gebäude von Ministerien und zentralen Institutionen sowie die Nationalbibliothek. An anderer Stelle wird ein Denkmal errichtet, das – weithin sichtbar – den Sieg des Sozialismus symbolisiert. Die Arbeiten an der „Leipziger" und an dem neuen Wohnviertel sind Teil des Programms zur Umgestaltung Bukarests. *Johannes Rana*



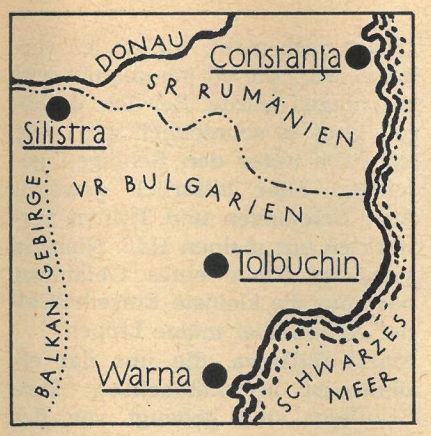


Meeting in Dobritsch – einen Tag vor dem Sturz der faschistischen Regierung am 9. September 1944. Sieg des bewaffneten Aufstands in Bulgarien.

Maria Baikowa:

„Alle Radioapparate wurden konfisziert – für uns ein erstes verheißendes Zeichen: Die faschistische Macht wurde unsicherer mit jedem Tag. Doch was ‚Radio Moskau' oder unser Freiheitssender ‚Christo Botew' meldeten, hörten wir, und die Nachrichten gingen von Mund zu Mund. Flugblätter tauchten auf, Kampfaufrufe erschienen an Häuserwänden, rote Fahnen wehten von Bäumen in der Stadt – das waren wichtige Waffen gegen den Feind, von Anbeginn bis zum Tag der Freiheit. Und auch in den entscheidenden Stunden standen wir Kommunisten in der ersten Reihe. Die Rote Armee hatte die Grenze erreicht. Die Regierung verhieß eine Amnestie, ließ aber die Gefangenen nicht frei. Da stürmten wir die Gefängnistore, lösten unsere eingekerkerten Genossen von den Ketten, retteten sie aus den Händen ihrer Peiniger… Und mit Blumen überschütteten wir unsere Befreier, empfingen sie mit Brot und Salz und brüderlichen Küssen. Dieser 8. September 1944 wurde für mich zum schönsten Tag in meinem Leben…"

**Ein Bericht von Helmuth Pelzer (Text)
und Volker Hohlfeld (Bild)**



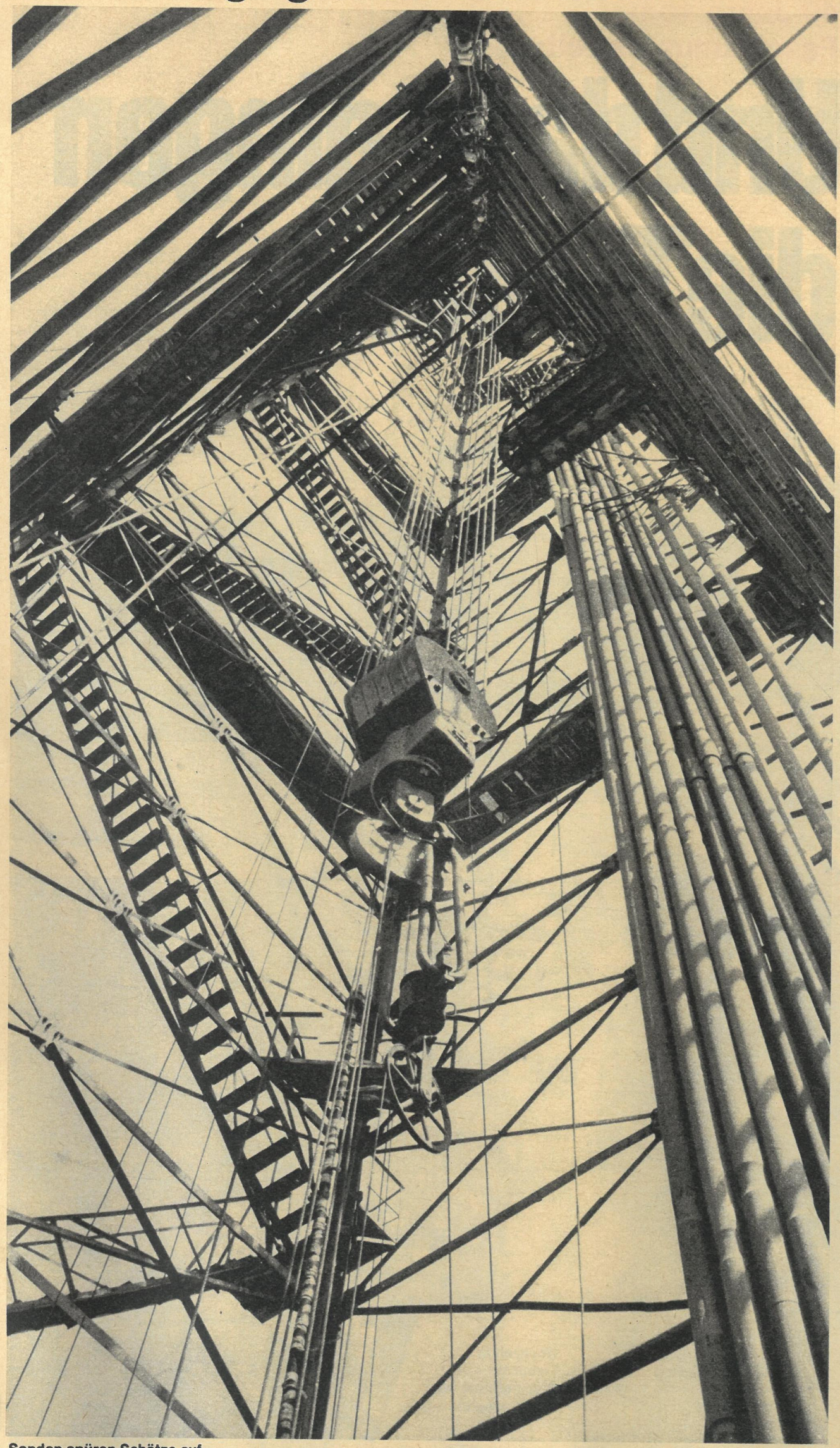
40 Jahre vom Faschismus befreit

Und dann gingen die Tore auf...

Augenzeugen – Schauplätze

Hochzeit in Tolbuchin – Sommer 1984, Nadeshda und Simeon...

Und dann gingen die Tore auf...



Sonden spüren Schätze auf.

„Fragt mich nicht, wie oft ich verhaftet war, wie oft ich gequält und geschlagen wurde. Bei den Verhören ging es schrecklich zu! ...Ja, ich habe unter den Schlägen geschrien, habe bitterlich geweint. Aber Schmerzen und Tränen verstärkten nur meinen Haß. Niemals kam der Name eines Gefährten oder nur die kleinste Einzelheit einer Aktion über meine Lippen."

Maria Baikowa, die uns das erzählt, ist sechsundachtzig. Ihre Schultern sind gebeugt von der Last der Jahre, aber ihr Schritt ist behende, ihre Gesten, ihr Mienenspiel wirken mitreißend, und hellwach ist sie bei jedem Wort. Ihr Vermögen, sich zu erinnern reicht soweit, daß sie sich bis heute genau darauf besinnen kann, daß der 1. Mai 1920 ein Sonnabend gewesen ist. „Zum ersten Mal ging ich zu einer Maifeier – im Stadtviertel Gasi Baba, ins Haus von Kiro Stefanow, dem Mitbegründer unserer Partei in der Dobrudscha. Ich war mit

Dimităr Totschkow:
„Ich war ein Junge von zehn Jahren. Und ich erinnere mich, daß sich unser Ort – die heutige Stadt Schabla – über Nacht in ein Heerlager verwandelte: Panzer, Lastautos, Geschütze, Soldaten, Kolonne um Kolonne – die faschistischen Truppen flohen vor der Roten Armee über die Küstenstraße Constanţa-Warna. Rings um Schabla sammelten sie sich. Und ich weiß noch, wie wir uns alle ängstigten, daß es hier zu einer Schlacht kommen könnte. Doch dann zogen die Verbände weiter, und jeder atmete auf. Denn nun war für die ‚Bratuschki' – die sehnsüchtig erwarteten Brüder der Bulgaren – der Weg zu uns frei. Jetzt konnte es nicht mehr lange dauern... Und dann, früh am Vormittag des 8. September, erfüllte ein Lärmen und Rufen den ganzen Ort: ‚Sie kommen! Sie kommen!' Die Menschen waren nicht zu halten. Am liebsten hätten sie die Rotarmisten gar nicht weiterziehen lassen. Ein Offizier stieg vom Wagen, Blumen in den Händen, sprach zur Menge. Was er sagte, verstand ich damals nicht. Erst später lernte ich in seiner Heimat Russisch. Aber das Bild vergesse ich nie..."

Zonka, seiner Tochter, befreundet. Damals, so kurz nach dem Russischen Oktober, war es möglich, auch bei uns den Ersten Mai legal zu feiern. Wir sangen Revolutionslieder, und zum ersten Mal in meinem Leben stimmte ich mit den anderen die Internationale an. ‚Na krak o parii presreni…' – ‚Von heute an gehörst du zu uns!' sagte Kiro Stefanow, und ich war unvorstellbar stolz, nun auch Komsomolzin zu sein…"

Einige Stunden schon sitzen wir beisammen – in der stuckverzierten Villa, die ehedem einem reichen Spekulanten gehört hatte, nach dem 9. September 1944 zeitweilig den Stab einer sowjetischen Einheit, später städtische Behörden beherbergte, vor kurzem von Grund auf renoviert und restauriert wurde. Nunmehr: Haus der Bulgarisch-Sowjetischen Freundschaft, mit Museumsräumen, Empfangs- und Freundschaftszimmern sowie einer Bibliothek mit 60 000 Bänden, Tageszeitungen, Zeitschriften und Fachperiodika aus der UdSSR. Eine Stätte der Begegnung im Zentrum der Bezirksmetropole Tolbuchin – „Herz der Dobrudscha", Partnerstadt von Krasnodar. Vom frühen Vormittag bis weit über Mittag hören wir zu, was uns Veteranen des Kampfes und Augenzeugen der Befreiung erzählen. 1928 wurde Maria in die Partei aufgenommen, und noch im gleichen Jahr saß sie zum ersten Mal im Gefängnis. „Rechtsnationalisten der ‚Bulgarischen Kulturgesellschaft' hatten eine Baumwollfabrik in Brand gesetzt, und am selben 29. November wurde ich mit anderen Genossen verhaftet. Die Polizei suchte unter uns Kommunisten die Schuldigen. Sieben Tage lang wurden wir geschlagen und verhört. Aber wir hatten nichts zu gestehen und kamen schließlich frei. Doch zwölf Jahre hindurch sperrte man mich wieder und wieder ein. Dann zogen die rumänischen Polizeibüttel ab. Die Süddobrudscha, die nach dem zweiten Balkankrieg 1913 von Rumänien okkupiert worden war, kam (durch den Vertrag von Craiova – d. Verf.) an Bulgarien zurück. Doch es wechselten nur die Uniformen. Mein Glück war es aber, daß die bulgarischen Faschisten meine ‚Vergangenheit' nicht so genau kannten. Die Partei erteilte mir den Auftrag, als Verbindungsmann den Kontakt zwischen kleinen Gruppen des Widerstands zu sichern, und das verpflichtete mich, streng konspirativ zu handeln und mich so zu tarnen, daß ich wie ein ‚weißer Engel' erschien."

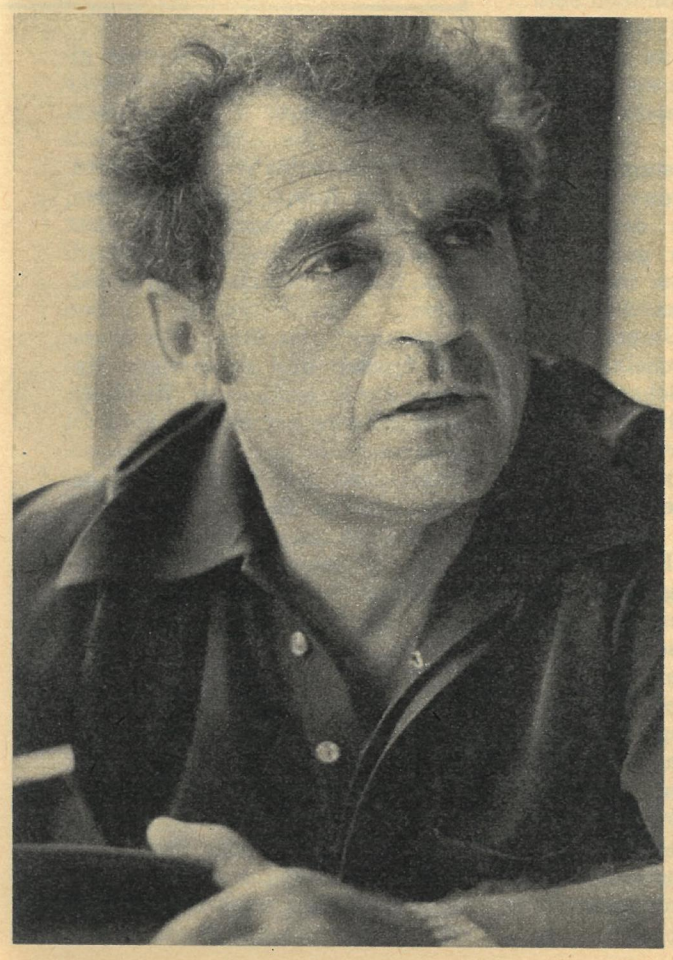
Er war bis vor kurzem noch aktiv im Stadtrat von Tolbuchin: Stojan Kasakow. Schlohweiß ist sein dichtes Haar, das Gesicht sonnengebräunt; er ist so vital, daß ihm kaum jemand das Alter und die harterlebten Jahre anmerkt. Jeden seiner Sätze begleitet er mit lebhaften Bewegungen seiner Hände.

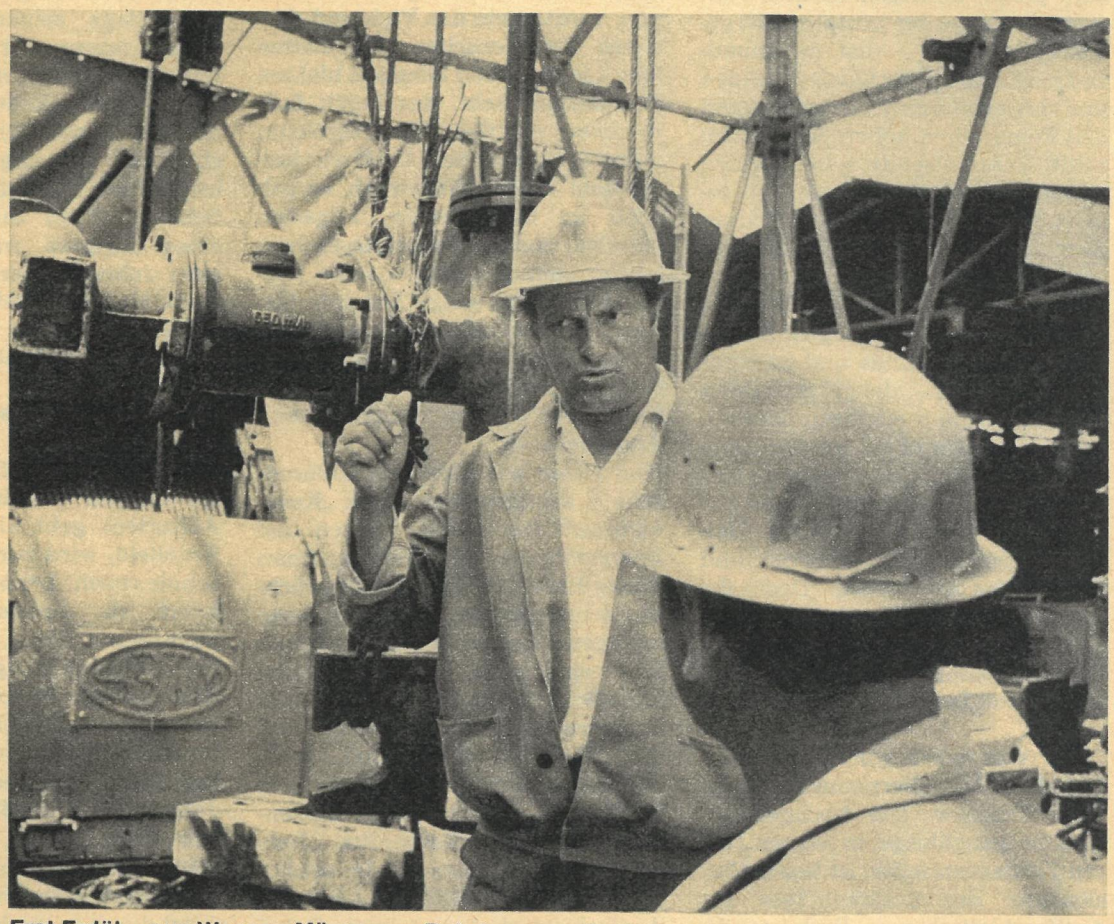
Insgesamt neunzehn Jahre Zuchthaus hatten rumänische, dann bulgarische faschistische Richter gegen ihn verhängt. Dreieinhalb Jahre hat er hinter Kerkermauern zugebracht. Zuletzt schien er, auch ohne das ausgesprochene Todesurteil, dem sicheren Tod geweiht. „Zwei Partisanen waren im August 1943 einem Gefecht mit Gendarmen bei Terevel glücklich entkommen. Wir gaben ihnen Unterschlupf. Als sie glaubten, wieder sicher zu sein, versuchten sie einzeln, sich zu einer Einheit bei Baltschik durchzuschlagen. Am Stadtrand geriet einer der beiden in einen Hinterhalt. Er verteidigte sich verbissen und fiel im Kampf. Siebenundzwanzig Leute in der Stadt wurden verhaftet. ‚Wo sind die Partisanen? Wo versteckt ihr sie?' schrie man auf uns ein, als man uns schlug. Achtunddreißig Tage hindurch dauerten die Torturen. Nur an einem einzigen Tag blieben sie uns erspart – als Zar Boris starb. Danach aber ging es um so schlimmer weiter… Nach dem Prozeß wurden einige von uns ins Warnaer Gefängnis gebracht. Ich jedoch blieb mit verschiedenen anderen in Dobritsch, wie unser Tolbuchin damals hieß. Wir lagen in Ketten, wurden schrecklich geschunden, hungerten, bangten – aber keiner von uns gab die Hoffnung auf. Denn auch im Gefängnis erfuhren wir: Die Rote Armee rückt immer näher und näher…"

★

In den Tagen, als die Sowjetarmee auf breiter Front die eigene Heimaterde vom Feind säuberte und unter vernichtenden Schlägen die faschistischen Truppen vor sich her trieb, hatte Georgi Dimitroff im Kreml einmal zu Marschall Shukow gesagt: „In Bulgarien werdet ihr nicht mit Artillerie- und MG-Feuer, sondern nach unserem alten slawischen Brauch mit Brot und Salz empfangen werden…" Wie eindrucksvoll sich das schon bald bewahrheitete, schildert Georgi Shukow in seinen Erinnerungen: „Am Morgen des 8. September war alles bereit, das Feuer zu eröffnen, aber von unseren Beobachtungspunkten sahen wir keine Ziele, auf die es nötig war, das Feuer zu eröffnen… Durch die Scherenfernrohre und Feldstecher sowie mit bloßem Auge erblickten wir auf dem bulgarischen Territorium gewöhnliches, friedliches Leben: Aus den Schornsteinen über den Ortschaften erhob sich Rauch, und die Leute gingen ihrem Tagwerk nach. Militär war nicht zu entdecken. Der Kommandierende der Front, F. I. Tolbuchin, erteilte seinen Truppen den Befehl, die Vorausabteilungen in Marsch zu setzen. Es verging keine halbe Stunde, als der Kommandeur der 57. Armee meldete, daß eine Infanterie-Division der bulgarischen Armee, die auf der Landstraße angetreten war, unsere Truppen mit entfalteten roten Fahnen und feierlicher Musik empfangen hat. Wenig später erhielten wir von anderen Orten ebensolche Nachrichten. Die

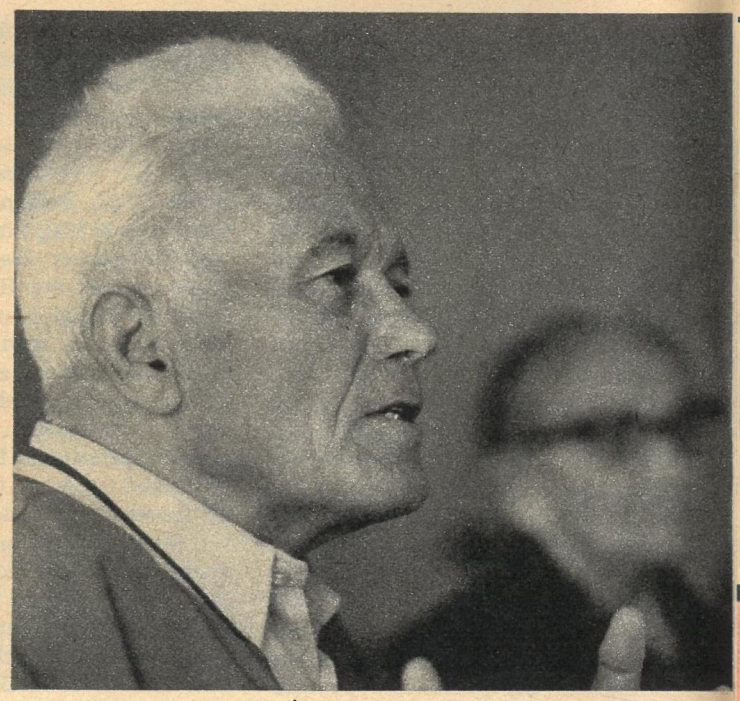
Fortsetzung Seite 20





Erst Erdöl – nun Wasser: Männer am Bohrturm von Gurkowa.

Und dann gingen die Tore auf…



Gondelsee in Tolbuchin – die Dobrudscha dürstet nicht mehr…

Kommandeure meldeten, daß eine spontane Verbrüderung der sowjetischen Soldaten mit dem bulgarischen Volk erfolgt… Bald trafen wir gutbewaffnete Partisanenabteilungen, die bereits mehrere Städte befreit und militärische Objekte in die Hand genommen hatten…“

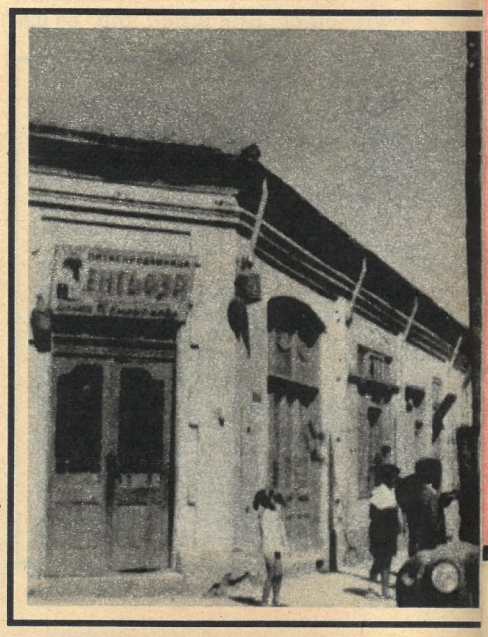
Am zeitigen Vormittag jenes 8. September 1944 erlebte auch Dobritsch, eine Stadt mit armseligen Häusern inmitten der glutheißen Dobrudscha, den Einzug der Befreier, seit Monaten und Tagen ungeduldig herbeigesehnt und nun jubelnd begrüßt. Denn das bulgarische Volk, das durch den reaktionären Offiziersputsch vom Juni 1923 unter die Knute einer monarcho-faschistischen Clique geraten war, sich im darauffolgenden September zum ersten antifaschistischen Aufstand erhob – der brutal niedergeschlagen wurde – hat in einundzwanzig Jahren der Qualen, Leiden und des erbitterten Ringens gegen den Feind einen hohen Blutzoll bezahlt: Zehntausende seiner besten Söhne und Töchter wurden hingemordet oder fielen im Kampf, Hunderttausende litten in Gefängnissen, Kerkern und KZ-Lagern der Faschisten. Und auch von denen – Partisanen aus den Bergen, Kämpfern des Widerstands und patriotischen Soldaten –, die glücklich den Tag der Freiheit erlebten, opferten noch viele kämpfend an der Seite der Sowjetarmee in schweren Gefechten und harten Schlachten zur Befreiung der bulgarischen Heimat, Jugoslawiens, Ungarns und Österreichs ihr Leben. Doch ihr Kämpfen und Sterben hat dem bulgarischen Volk die Ehre und Würde bewahrt. Nun war das Tor zum neuen Leben aufgestoßen…

★

„Aber was haben wir als Erbe aus der alten Zeit übernommen?“ sagt Iwan Taschew. Der hochgewachsene Sechzigjährige, in jungen Jahren Partisanenhelfer, ist heute Vorsitzender des Stadtkomitees der Antifaschistischen Widerstandskämpfer von Tolbuchin. Aus seiner Familie, daheim in Wassilewo, einem Dorf, 35 Kilometer entfernt von Tolbuchin, kämpften von sechs Brüdern und drei Schwestern sieben aktiv im Widerstand – Vater Taschew war der achte. Iwan weiß nur zu gut vom einstigen, bitteren Leben der Dobrudschanzi – der Menschen in der Dobrudscha. Er wird uns nach Baltschik begleiten zu den „Schatzsuchern“ der Dobrudscha, den Geologen. Und während der „Wolga“ eben über eine zweibahnige Straße aus der Stadt herausrollt, sagt Iwan zu uns: „Wir hatten keine Wege. Alle Straßen waren ‚schwarze Straßen‘ – also unbefestigt, ohne Pflaster oder gar Asphalt. Wir hatten kein Wasser. In Dürrezeiten vertrocknete die Ernte auf dem Halm, versiegten die Brunnen, verdurstete das Vieh und dürsteten die Menschen. Wir hatten kein Licht. In den Häusern blakten Petroleumfunzeln; das heißt, falls die Leute das Geld fürs Petroleum aufbringen konnten. Und wir hatten kein Wissen. Sicherlich, es gab auch im bürgerlichen Bulgarien Schulen, und wer es sich irgendwie leisten konnte, schickte seine Kinder wenigstens einige Zeit zum Unterricht. Doch als wir's nach dem 9. September genauer wissen wollten, zeigte es sich: Unter je hundert Einwohnern waren dreiundachtzig Analphabeten.“

Nun rollen wir durch die Dobrudscha – sanfthügliges Land: „Kornkammer“ Bulgariens. Weizen und Sonnenblumen sind der Reichtum dieser Erde. Die Ernte steht prächtig; schnurgerade, grüne Gevierte hochgewachsener Waldschutzstreifen, sprühende Wasserfontänen künstlicher Regner; Kombines und Traktoren auf den Feldern und die Felder rainlos und weit. Schmucke Dörfer passieren wir; reihenweis neue Häuser, Ortszentren städtischen Zuschnitts. „Jede fünfte Tonne Korn, jede zehnte Tonne Fleisch erhält das Land aus der Dobrudscha“, sagt Iwan. Dabei nimmt die Dobrudscha vergleichsweise nur die Fläche unseres Bezirks Leipzig ein…

Kaum in Baltschik, der Küstenstadt, angekommen, sehen wir, wie schwarze Wolkenwände hinter uns aufgezogen sind: Sand prasselt gegen die Scheiben… Zusehends schwillt der Sturm zum Orkan an. Blitz und Donner. Peitschende Regengüsse fegen über Land, Küste und Meer. Dimitâr Totschkow, so gar nicht das Bild eines breitschultrigen Geologen, eher schmächtig, mit einer ruhigen Stimme und lebhaften, blitzenden Augen, kann nur kurz ein paar Worte mit uns wechseln. Augenblicklich eilt er ans Telefon, um reihum von den Bohrtürmen Nachricht zu erfahren, wie Männer und Technik durch das tobende Unwetter gekommen sind… Anderntags, seinem freien Sonnabend, fahren wir zu einem der Bohrtürme, von dem aus tiefe Sonden dem Erdenschoß seine Schätze entreißen. Dimitâr – ebenfalls ein angestammter Dobrudschanez, aufgewachsen in Schabla, Sohn aus der Familie eines Gärtners, war gerade fünfzehn Jahre alt, lernte im Gymnasium, als jene Frohbotschaft gleichzeitig die nächste Umgebung wie das ganze Land durcheilte: In Tjulenowo, nahe bei Schabla, waren sowjetisch-bulgarische Bohrtrupps fündig geworden. Aus einer der niedergebrachten Sonden schoß in sprudelnder Fontäne Erdöl… Der Abiturient geht als Arbeiter aufs Erdölfeld, wird zur Bergbau-Hochschule nach Leningrad delegiert, kehrt als diplomierter Geologe heim – mit Elena, seiner Frau, einer neunzehnjährigen Leningrader Studentin für Philologie – wird mit 32 Jahren Chefgeologe, bald Direktor für sämtliche Schürfarbeiten im östlichen Bulgarien, leitet drei Jahre eine Expedition, die technische Hilfe in Irak leistete, ist seit 1980 Chef des Geologen-Zentrums von Baltschik, das – wiederum unterstützt durch sowjetische Kollegen –



tief unter der Dobrudscha einen gigantischen Kohleschatz entdeckt hat. „Doch bevor wir irgendwann einmal über die Kohle reden, will ich euch über das Wasser erzählen. Denn wir haben herausgefunden, daß die Dobrudscha, unsere einst so dürstende, wasserlose Dobrudscha, in Wahrheit auf einem gewaltigen unterirdischen See ‚schwimmt‘. Das Wasser ist in tiefen Spalten und geräumigen Kavernen eingeschlossen. Reichlich dreißig Jahre hat uns die Erde Öl gegeben, nun geht es in den erschlossenen Schichten zur Neige. Die Kohle ist Reserve für die Zukunft. Jetzt gilt es, den unerschöpflichen Wasserquell gründlich zu sondieren und als Trinkwasser sowie für noch reichere Ernten zu nutzen. Sechzig, siebzig Dezitonnen Weizen vom Hektar sind derzeit die Rekorde – das Wasser kann noch höhere Erträge bringen!“

★

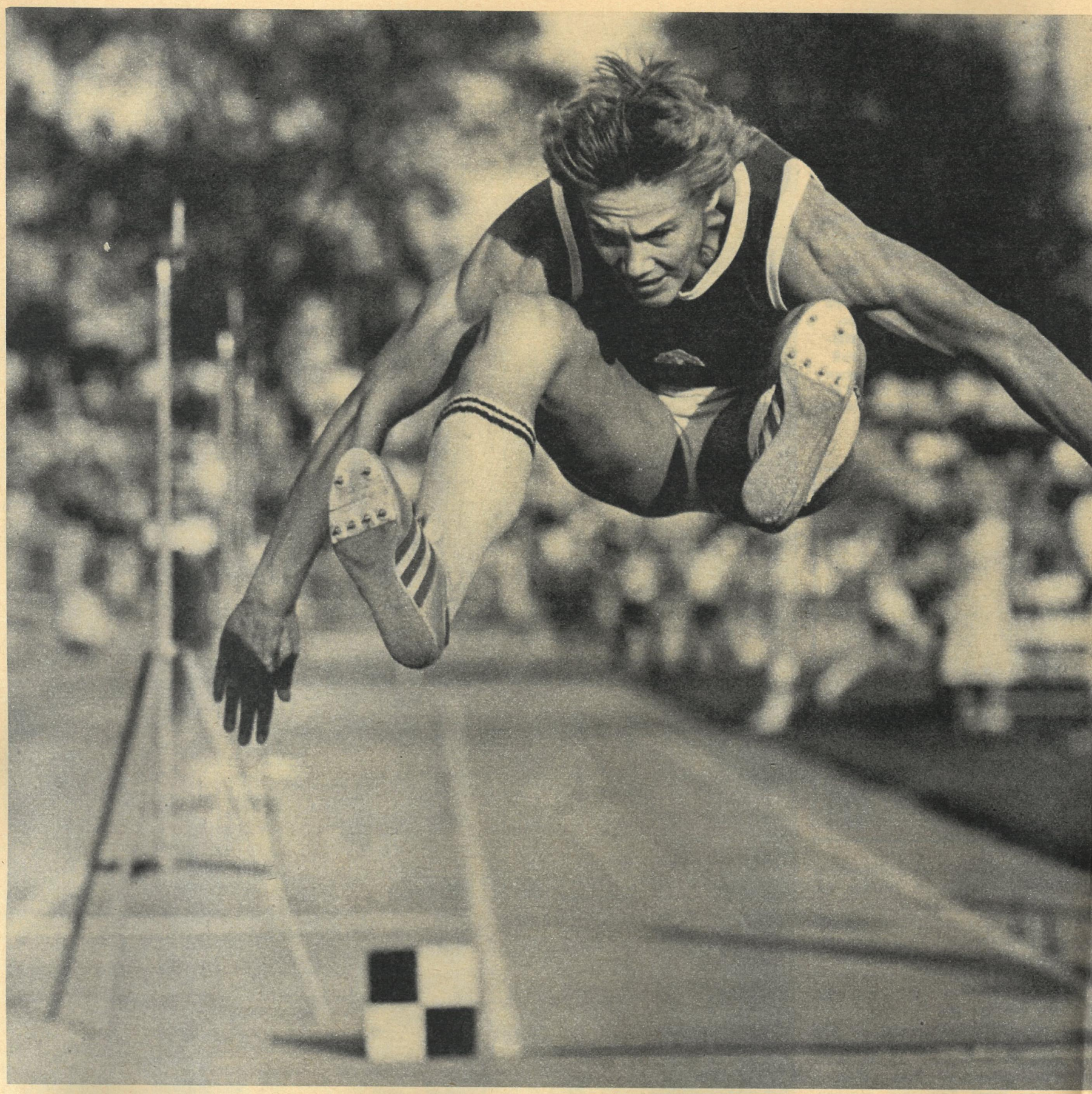
Heute in der Dobrudscha – vier Jahrzehnte nach dem Septembersieg des Volkes, der Befreiung durch die Sowjetarmee und dem Aufbruch in die neue Zeit. Tolbuchin – das einstmals verschlafene

Stojan Kasakow:
„Wir sahen schrecklich aus – die Köpfe kahlgeschoren, die Gesichter ausgemergelt, und vor Entkräftung konnten wir uns kaum auf den Beinen halten... Die erste Nacht blieb ich noch verborgen. Keiner hat ein Auge zugemacht. Ich trug – wie auch andere – am nächsten Morgen die gestreifte Häftlingskleidung... Ja, es ist mir, als würde ein Film vor meinen Augen ablaufen – so genau sehe ich alles: Zuerst zeigte sich in der Straße Naroden Republika, die heute den Namen Karl Marx trägt, ein Krad, dann Lastautos und Jeeps. Wir riefen, winkten, warfen Blumen. Erst, als wir die Rotarmisten umarmten – Genossen mit ihren Waffen vor der Brust – fühlte ich, daß ich wirklich frei war. Die Menschen standen wie eine Mauer. Da rief einer: Brüder, laßt uns fahren, bis Berlin ist es noch weit!'...“

Provinznest: eine Stadt mit nahezu 100 000 Einwohnern, Werken für Hochspannungsapparaturen, Containern, Fahrzeugbatterien, Autofiltern, Landmaschinen sowie für die Produktion von Schuhen, Konfektion, vorwiegend auch zum Export in die UdSSR bestimmt. Noch bevor sich das Jahr '44 neigte, haben die Einwohner von Dobritsch ihrer Stadt den Namen des legendären Befreiermarschalls, des Oberkommandierenden der Dritten Ukrainischen Front, Tolbuchin, gegeben. Und das erste Denkmal, das sie weihten – erstes dieser Bestimmung überhaupt in Bulgarien – ehrt die Kämpfer der Roten Armee. Hier haben Nadeshda und Simeon, die beiden jungen Brautleute, deren Trauung wir im neuen Hochzeitspalast miterlebten, an diesem Sommersonntag als erstes ihre Blumen niedergelegt, bevor sie dann zum Monument für Khan Asparuch gingen, der vor 1303 Jahren, hier auf dem Boden der Dobrudscha, den ersten Sieg für den künftigen Staat der Bulgaren erfocht...

Die Straße Karl Marx – der Weg, auf dem die Befreier kamen: Alt Dobritsch hat nicht nur den Namen verändert...

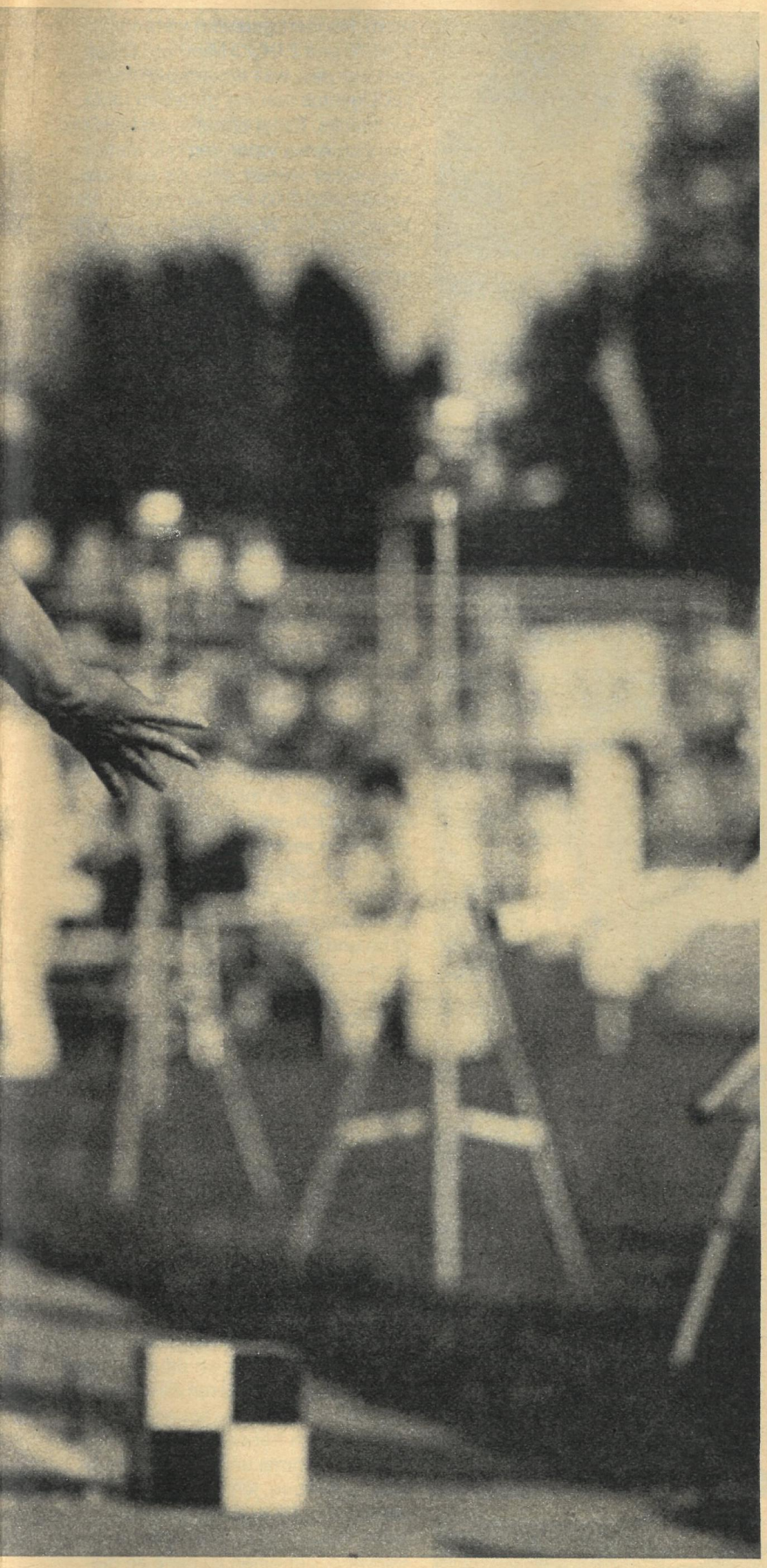
Historische Fotos: Haus der Bulgarisch-Sowjetischen Freundschaft, Karte: Harald Larisch



Als sich die Welt- und Europameisterin Ramona Neubert mit 6773 Punkten zum dritten Mal in die Siebenkampf-Weltrekordliste eintrug, wurde ihr die Frage gestellt, ob sie den Gipfel des „Siebentausenders“ jetzt vor sich sehe. Kopfschütteln daraufhin und zur Antwort, den Gipfel sehen und ihn erreichen sei zweierlei, eines Tages werde man dorthin schon kommen, aber nicht gleich morgen. „Hinter den fehlenden 227 Punkten“, sagte damals die weltbeste Mehrkämpferin der achtziger Jahre, „verbirgt sich ein Riesenmaß an notwendiger Mehrleistung. Ich könnte mir einen ‚Idealfall‘ von 6850 Punkten durchaus vorstellen. Wo ich dann die restlichen 150 Zähler hernehmen soll, wüßte ich nicht. Ich müßte ja im Schnitt pro Disziplin 1000 Punkte machen. Wer sich in diesem Metier auskennt, weiß, wie schwer so etwas ist.“

Etwas mit ihrem Realitätssinn zu tun hatte dann der neuerliche Weltrekord, den Ramona Neubert im Juni vorigen Jahres in Moskau aufstellte. Die 6836 Punkte bestätigten weitestgehend die Beurteilung ihrer Möglichkeiten. Doch niemand war da, der ihrer langjährigen sowjetischen Mitstreiterin Olga Nemogajewa-Kuragina widersprach: „Das ist bei Ramona noch nicht alles. Sie kann noch viel mehr und wird die erste Mehrkämpferin sein, die auf 7000 Punkte kommt…“ Die Dresdnerin selbst machte auch diesmal keine großen Sprüche, als es um die sogenannte Siebenkampf-Erstbesteigung ging. Sie blieb bei der Ansicht, daß es wenig sinnvoll sei, persönliche Bestleistungen – also auch die, die nicht während eines Mehrkampfes erzielt wurden – zur Grundlage einer möglichen Gesamtpunktzahl zu machen. Realitätsnäher sei, sich der in den verschiedenen Mehrkämpfen erreichten Bestwerte zu bedienen. „Hier kann das Machbare am ehesten herausgelesen werden.“ Und diese Rechenart ergab bei ihr noch längst keine 7000 Punkte.

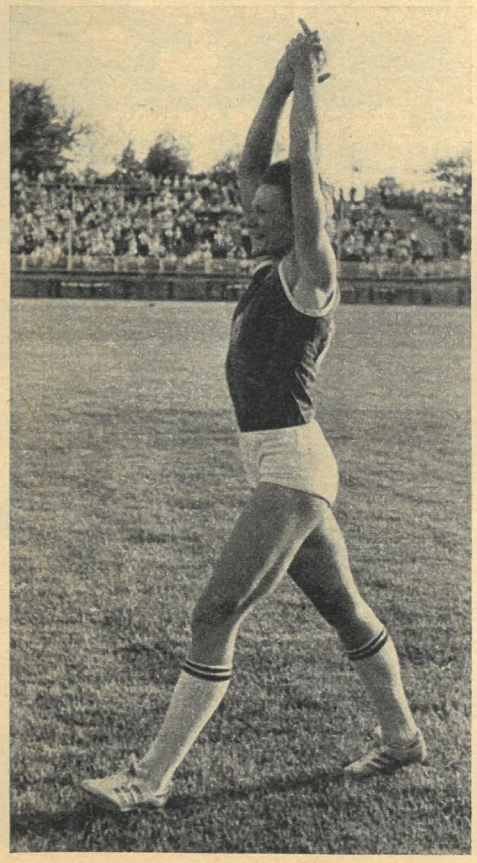
Das momentan scheinbar Unmögliche zu machen, faßte beim Olympischen Tag am 20. und 21. Juli in Potsdam die DHfK-Studentin Sabine Paetz fest ins Auge. Für ihren Optimismus hatte sie glaubhafte Gründe. Mit 6867 Punkten war sie inzwischen Weltrekordlerin geworden und hatte auf ihrem Weg dorthin am ersten Tag – noch nie dagewesen! – 4001 Punkte geschafft! Außerhalb des Mehrkampfes verbesserte sie sich im Weitsprung auf 7,12 Meter, im Hürdensprint auf 12,54 Sekunden – das ist Welt-



Als Könige der Leichtathletik gelten die Zehnkämpfer, also müßten die Siebenkämpferinnen die Königinnen sein. Das Weltniveau in dieser Disziplin bestimmen die Frauen der DDR und der Sowjetunion. Auf den ersten fünf Plätzen liegend und mit weiteren drei Athletinnen unter den zehn Erstplazierten prägen sie eindeutig das Aussehen der aktuellen Weltbestenliste aller Zeiten. Nachdem die Welt- und Europameisterin Ramona Neubert aus Dresden viermal hintereinander die Welthöchstleistung verbessert hatte, setzte sich nun Sabine Paetz aus Leipzig auf den Thron. Diese beiden wie auch Natalja Schubenkowa (UdSSR) und Anke Vater (DDR) machten sich zudem auf den Weg zum ersten „Siebentausender". Wann und wem und wie wird es möglich sein, 7000 Punkte zu erreichen? Stehen dafür die Zeichen gut?

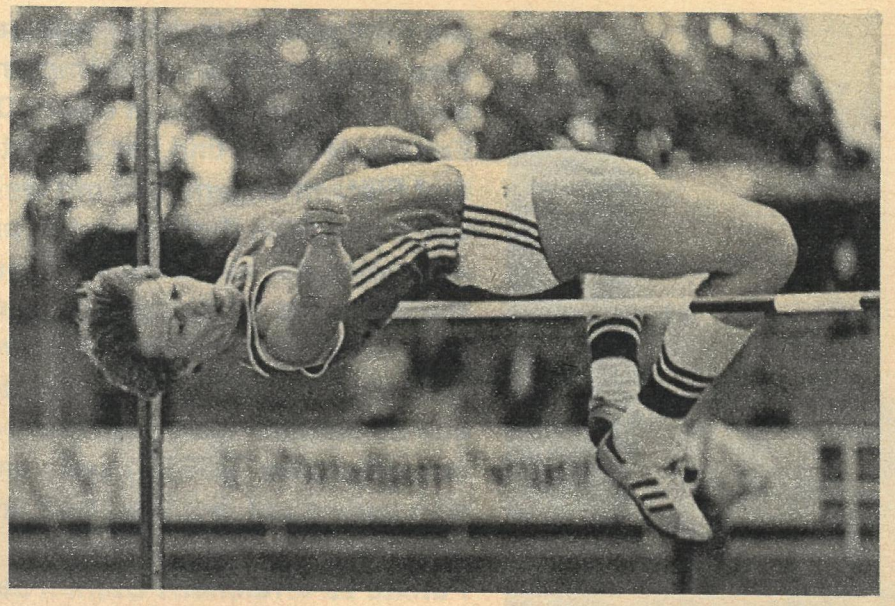
Ein Abenteuer für die Frau: siebentausend

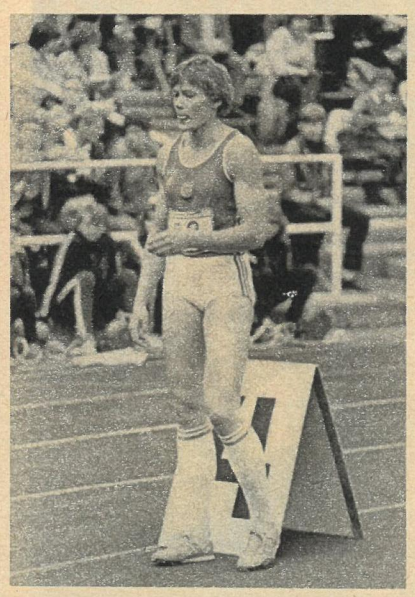
klasse! „Sogar im 800-m-Lauf wurde ich immer besser…"
Aber der wohldurchdachte und auch realistische Plan scheiterte. „Im Mehrkampf ist eben alles möglich", sagt die sympathische Leipzigerin. „Vielleicht ist es gerade das, weshalb ich mich so sehr an ihn binde. Die erfüllten und die nicht erfüllten Hoffnungen, die Freuden und Enttäuschungen dicht nebeneinander – das alles mobilisiert mich immer wieder neu und auf besondere Weise." Ausgerechnet in den starken Disziplinen war damals vieles schiefgegangen: „Nur 12,71 s über die Hürden, nur 6,58 m weit – und obendrein nur 1,74 m hoch, nur 41,94 m mit dem Speer. Daß ich über 200 Meter, im Kugelstoßen und über 800 Meter persönliche Bestleistungen aufstellte, hat am Ende nur wenig genutzt."
Was jedoch Sabine Paetz nicht davon abhält, den Traum vom Siebentausender eines Tages verwirklichen zu wollen. Ab nächstes Jahr gibt es eine neue Mehrkampfwertung. Nach ihr stünde die Leipzigerin mit ihrem derzeitigen Weltrekord bei 6946 Punkten. „Und alle Bestleistungen zusammengerechnet ergeben jetzt 7184 Zähler. Dazwischen müßte doch irgendwas zu machen sein – ein Siebenkampf mit siebentausend…"



Die sportliche Zierde der sechsundzwanzigjährigen Leipzigerin Sabine Paetz ist nicht nur ihr Siebenkampf-Weltrekord. Sie gehört auch im Weitsprung (7,12m – unsere beiden Fotos) und im Hürdensprint (12,54s) zu den zehn Besten der Welt. Diese außerhalb des Mehrkampfes in beiden Disziplinen erzielten „Hausrekorde" brächten ihr nach der gegenwärtigen Wertungstabelle 2212, nach der ab nächstes Jahr gültigen sogar 2408 Punkte ein. Das sind, um beim Puzzlespiel mit den Zahlen zu bleiben, 31,6 beziehungsweise 34,4 Prozent einer 7000-Punkte-Leistung im Mehrkampf. Doch es ist unendlich schwer, Bestwerten von derart hohem Standard auch im Mehrkampf Gewicht zu verschaffen. Sabine Paetz meint, daß jedoch ein Gipfelsturm auf den „Siebentausender" nur möglich sei, wenn sie sich vor allem ihrer Stärken in diesen beiden Disziplinen bediene. Es gehöre nämlich zu den „schönen und schön aufregenden Seiten" des Siebenkampfes, Stärken und Schwächen zu haben. Und die Schwächen müsse sie ausgleichen. FREIE WELT sprach mit ihr.

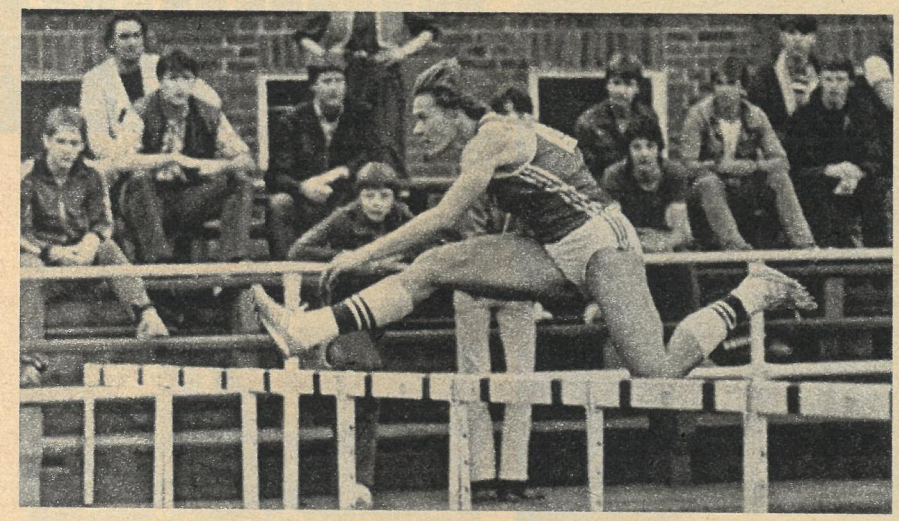
Ein Abenteuer für die Frau: siebentausend

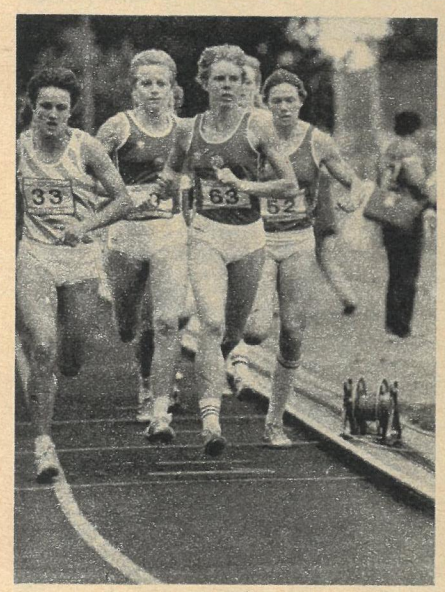




Ihre 44,62-m-Bestleistung im Speerwerfen bringt Ihnen im Mehrkampf die wenigsten Punkte ein. Liegt das am Geiz der Wertungstabelle oder ist das Ihre „schwache Seite"?
Als der Fünfkampf um zwei Disziplinen erweitert wurde, hatten Speer und Diskus gleiche Wahlchancen. Im Glauben, mit ihm zu werfen sei leichter, freute ich mich damals über den Sieg des Speers. Doch dessen Ansprüche an das Gefühl für technische Bewegungsabläufe im Vergleich zum Diskus für geringer zu halten, war ein großer Irrtum. Physisch durchaus in der Lage, mit dem Speer fünfzig Meter zu erreichen, hapert's bei mir mit der Koordination noch an vielen Ekken und Enden. Mein Anlauf gleicht mehr einem Ansprung, und wenn ich werfe, muß das aussehen, als befände ich mich auf der Jagd. Doch es gehört sicherlich zu den schönsten Seiten des Mehrkampfes, aus Schwächen Stärken zu machen. Den fünfzig Metern auf die Spur zu kommen, bereitet mir einen Riesenspaß. Dabei stört mich nicht, daß die Wertungstabelle gerade in dieser Disziplin sehr geizig ist. Für fünfzig Meter würde ich nur 48 Punkte mehr bekommen als jetzt für die 44,62. Meine 7,12 Meter im Weitsprung brächten mir 1141 Zähler ein. Um diese Punktzahl zu erreichen, müßte ich – als Mehrkämpferin! – den Speer 67,56 m weit werfen. Wer kann das?

Und wie ist Ihr Verhältnis zu den 800 Metern?
Das ist ein anderes als das zum Speer. Ich habe mitunter Angst, wenn mich diese letzte Disziplin des Siebenkampfes vor eine entscheidende Aufgabe stellt. Anfang Mai mußte ich in Potsdam 2:11 Minuten laufen, um Ramona Neuberts Weltrekord zu verbessern. Das zu wissen war schrecklich. Auch die Zuschauer wußten davon, und mit einem Mal schwappte eine riesige Anfeuerungswelle über mich hinweg. Wenn sie geahnt hätten, wie ich litt! Wie ich – was schon öfter vorkam – am Ende der ersten Runde in mich hineinfragte, schaffst du das noch bis ins Ziel? Ich lief damals 2:08,93 Minuten, schneller als je zuvor, und wurde neue Weltrekordlerin. Beim Olympischen Tag an gleicher Stelle erreichte ich sogar 2:07,03, und ich wollte schon sagen, jetzt bist du endlich auf eine „standesgemäße" Zeit gekommen. Doch da sah ich, was Anke Vater und Ramona Neubert gelaufen waren – 2:03,76 und 2:04,73 Minuten! Dagegen war das, was ich soeben noch als Eigenlob von mir gegeben hatte, ein Klacks. Es ist ohnehin erstaunlich, wie sich Anke Vater den 800 Metern gegenüber verhält. Wer ihr sagt, sie müsse jetzt 2:03 Minuten laufen, dem antwortet sie: Wenn's sein muß, bitte. Und genau das läuft sie dann eben auch. Ich halte die junge Neubrandenburgerin sowieso für die Siebenkämpferin der Zukunft. Mit 6722 Punkten ist sie bereits zur absoluten Weltklasse vorgestoßen.





Wie schwer ist es für eine Siebenkämpferin, ihre besonders starken Disziplinen auch voll zur Entfaltung kommen zu lassen – bei Ihnen Hürdensprint und Weitsprung?
Wichtig ist, auf seine Stärken zu bauen und sie nicht zu Schwächen zu machen. In den meisten Fällen gelingt mir das. Ich bin schon 7,12 Meter weit gesprungen, aber nicht im Mehrkampf. Dort sind meine 6,90 Meter das bisher beste Resultat in der Welt überhaupt. Mein Ziel, auch in den Mehrkampf einen 7-m-Sprung einzubringen, ist eine der größten Herausforderungen an mich. Manchmal überlege ich, was dabei eigentlich hinderlich sein könnte. Ist es vielleicht der Zeitpunkt des Weitsprungs? Gleich zu Beginn des zweiten Tages, morgens zwischen halb zehn und halb elf? Wo man selbst noch nicht ganz „da" und obendrein auch noch ohne Zuschauer ist? Fehlt zu solcher Stunde das Quentchen inneren Antriebs und auch die Kraft, nach vier harten Disziplinen am Vortag gleich auf Anhieb die womöglich alles entscheidenden Punkte zu sammeln? Doch wie das gesamte „Abenteuer Siebenkampf" reizt mich auch das: unbedingt mal sieben Meter zu springen!

Und über 100 m Hürden, wo Sie schon öfter die Weltelite der Spezialistinnen schlugen?
Aus dieser Disziplin bin ich hervorgegangen, jetzt zehre ich davon – allerdings mit einer anderen Einstellung: Ich bin bissiger, aggressiver an der Hürde. Auch beseelt mich der Wunsch, einmal unter 12,50 Sekunden zu bleiben. Ich bin sicher, daß mir das im Juli in Berlin geglückt wäre. Bei unzulässig starkem Rükkenwind, der einen zu nahe an die Hürden treibt und den Rhythmus zerstört, lief ich 12,51 Sekunden. Ohne ihn hätte ich's gepackt – trotz des Aprilwetters an diesem Tag.
Wenn ich je einmal 7000 Punkte schaffen will, dann ist diese Disziplin zum Auftakt des Siebenkampfes mitentscheidend. Vor allem, weil es dort ab nächstes Jahr weit mehr Punkte geben wird als bisher. Für meine 12,54-s-Bestzeit würde ich statt 1071 immerhin 1195 Punkte bekommen. Ich halte diese Relation auch für gerechtfertigt.

Text: Hans Richard Vollbrecht. Fotos: Karlheinz Friedrich (3), Wolfgang Thomas (4), Klaus Oberst (1).

SUCHAKTION

FREIE WELT

ICH WAR DABEI

FREIE WELT veröffentlichte eine Reihe historischer Fotos, die im 35. Jahr der DDR an frühe Zeiten der Republik erinnern. Wir fragten: Wer erkennt sich wieder? – Zu den Lesern, die uns antworteten, gehört der Landwirtschaftswissenschaftler Dr. agr. habil. Johannes Birke; ihn hat vor drei Jahrzehnten ein Bildreporter in einer Besuchergruppe des Moskauer Tolstoi-Museums aufgenommen.

Exkursion zu Tolstoi

Johannes Birke, Dr. agr. habil., einer der ersten „Timirjasews" der DDR

Da standen wir, und der Dichter schaute auf uns nieder. Das war 1953 im ehemaligen Stadthaus der Tolstois, damals fühlten wir uns schon als „alte Moskauer" – wir, eine Gruppe DDR-Studenten von verschiedenen Hochschulen der sowjetischen Hauptstadt. Den Vortrag der Kustodin unterbrach der Ruf: „Achtung, es wird fotografiert!" Und so sind wir schmalen Jünglinge nun „verewigt" (ich der zweite von rechts, daneben rechts mein Studienfreund Walter Merfert, heute Dr. sc. agr).

Als Bauernjunge aus der Oberlausitz erlebte ich an der TH Dresden die feierliche Eröffnung der Arbeiter-und-Bauern-Fakultäten durch Walter Ulbricht mit, hatte dann begonnen, Biologie an der Leipziger Karl-Marx-Universität zu studieren – bis uns der ehrenvolle Auftrag erreichte, mit einer Auswahl der ersten DDR-Studenten nach der Sowjetunion zu gehen.

Mit Herzklopfen betraten wir Anfang Dezember 1951 zum ersten Mal die Lärchenallee, die zur berühmten Timirjasew-Akademie für Landwirtschaftswissenschaften führte. Damals war das Gelände im Nordwesten Moskaus, das inzwischen von der Stadt ganz umschlossen ist, mit weiten Feldern umgeben und dem Waldpark des Instituts, heute eine der schönsten Naherholungsstätten der Hauptstadt. Wir bestaunten den Kuppelbau des Großen Chemischen Auditoriums und richteten uns hinter den unscheinbaren Ziegelmauern der Internatsgebäude häuslich ein.

Wie ein Berg, der unmöglich zu bezwingen schien, türmten sich vor uns die Studienanforderungen. Über Dolmetscher erfuhren wir, daß unsere mit einem Vierteljahr Verspätung eingetroffene Ausländergruppe das erste Studienjahr zusammen mit den sowjetischen Studenten termingerecht abzuschließen hätte... So unglaublich es klingt, der unermüdliche Einsatz der Dozenten, verbunden mit unserem jugendlichen Feuereifer, brachte das Wunder zustande. Russisch wurde gebüffelt von früh bis spät; danach brachte man uns in Spezialseminaren den gesamten Vorlesungsstoff bei – zunächst in kleinen, bald in immer größeren Schritten. Die Winterferien fielen aus, im Sommer legten wir in elf Fächern die Examina ab. Auf Russisch. Als einziger DDR-Student an der Fakultät wohnte ich mit drei sowjetischen Kommilitonen zusammen. Besonders erinnere ich mich an meinen Zimmergenossen Wolodja, der nicht müde wurde, mein Umgangsrussisch im täglichen Gespräch zu verbessern, während ich die deutschen Worte kontrollierte, die er an mich richtete.

In Vorlesungen und Seminaren umwehte uns – wenn ich so sagen darf – ein Hauch vom Geist des Namenspaten der Akademie, des großen russischen Pflanzenphysiologen Kliment Arkadjewitsch Timirjasew, der sich nach der Revolution ohne Zögern der Sowjetmacht zur Verfügung gestellt hatte. Unter unseren Lehrern befanden sich Persönlichkeiten wie der Mikrobiologe Professor Fjodorow; er war der Typ eines Wissenschaftlers, der mit einfachen Worten die kompliziertesten Zusammenhänge zu erklären wußte. Meine gesamte Entwicklung ist von Moskauer Hochschullehrern geprägt, von Persönlichkeiten wie Professor Dolgow vom Institut für Bodenkunde, unter dessen Leitung ich im Gebiet Altai über Probleme der Steppenlandwirtschaft gearbeitet habe.

Wie oft habe ich an Sergej Illarionowitsch gedacht, als ich selbst als Lehrender ans Katheder trat – zunächst in Neugattersleben am Institut für Agronomie bei der Ausbildung von Agronomen für die MTS, die damaligen Maschinen-Traktoren-Stationen, und später in El Harrach vor angehenden Landwirtschaftsfachleuten Algeriens.

Wahrhaft unvergeßlich sind meine Erinnerungen an Kasachstan, den Beginn der großen Neulandaktion vor dreißig Jahren. Die Timirjasew-Akademie rüstete damals mehrere Expeditionen aus, die durch bodenkundliche Untersuchungen zur rationellen Erschließung der Steppengebiete beitrugen. Ich gehörte zu der Gruppe, die im westlichen Kasachstan Bodenuntersuchungen und -kartierungen vornahm.

Eine Aufgabe bestand darin, an vorausbestimmten Punkten in der Steppe „Bodenprofile" von einem reichlichen Meter Tiefe zu graben. Bei Sonnenaufgang wurde man vom Geländewagen abgesetzt, und dann hieß es, sich sputen... Mit Spaten und Brecheisen sich in einen knochenharten Boden hineinarbeiten, an dem stellenweise Pflugschare zerbrachen. Bis zehn Uhr mußte das Pensum im wesentlichen geschafft sein. In der Mittagssonne erschlaffte jede Tätigkeit. Man dachte nur noch an Wasser, und ein Bad im Steppenflüßchen war der Gipfel aller Wünsche. Schnell lernte ich damals, mich auch auf Kasachisch mit den Bewohnern der Dörfer zu verständigen. Die Brunnen der Umgebung und die Qualität des Wassers bildeten den Hauptgesprächsstoff.

Während wir uns noch mit der Ausgrenzung von Salzböden herumschlugen (der mit Natrium gesättigte Ton wurde bei Trockenheit hart wie Beton, bei Nässe glitschig wie Schmierseife), waren in der Nachbarschaft bereits die ersten Neulandfahrer am Werk, sie pflügten in der öden Steppe bei sengender Hitze wie die Teufel. Ein Viereck auf der Karte, das war ihr künftiger Sowchos, ein Gemeinschaftszelt die Unterkunft für alle, eine Blechtonne, halb gefüllt mit lehmigem Brackwasser, oft die Tagesration zum Trinken und zum Waschen. Doch trotz aller Strapazen – schon nach wenigen Monaten reifte die erste Ernte.

In meiner beruflichen Arbeit bin ich bis heute eng mit der Sowjetwissenschaft verbunden. Unser Forschungszentrum für Bodenfruchtbarkeit in Müncheberg besitzt freundschaftliche Kontakte zu entsprechenden Einrichtungen in der Sowjetunion; die Mehrzahl der Forschungsprojekte wird in Gemeinschaftsarbeit mit sowjetischen Fachkollegen ausgeführt. – Eine Zusammenarbeit, die ihre Wurzeln nicht zuletzt in der uneigennützigen Hilfe der Sowjetunion bei der Heranbildung junger Wissenschaftler für die damals gerade entstandene DDR hat. Der 35. Jahrestag unseres Staates ist ein guter Anlaß, sich daran zu erinnern.

Dr. J. Birke, Müncheberg/Mark

Fotos: Detlev Steinberg, FW-Archiv

Schauspieler und Kundschafter, Interbrigadist und Teilnehmer am französischen Widerstandskampf gegen die deutschen Faschisten, Kulturfunktionär und Diplomat – das alles war Rudolf Engel (links). Schwer ist sein erster Auftrag – Eingang zu finden in rechtsbürgerliche und faschistische Kreise, um Informationen für die Kommunistische Partei Deutschlands zu sammeln. Im Jahre 1934 verhaftet, kann er entkommen und gelangt über die Tschechoslowakei und Frankreich in die Sowjetunion, kämpft in Spanien und Frankreich. Der ehemalige Botschaftsrat und Kulturattaché der DDR in Prag erinnert sich in seinem Buch „Feinde und Freunde", das im Militärverlag der DDR erscheint und FREIE WELT auszugsweise veröffentlicht, an diese Zeit.

Der Zug nach Dünkirchen hatte drei Wagen, die direkt bis an den Kai fuhren, an dem das Schiff lag. Ein Wagen war der ersten Klasse vorbehalten, und in dem war ich zehn Minuten vor Abfahrt der einzige Fahrgast. Im letzten Moment kletterte noch ein Mann in den Waggon, und der Gepäckträger schob ihm mit Mühe die Koffer hinterher, da sich der Zug schon in Bewegung setzte. Einen kleinen Koffer nahm ich dem Gepäckträger noch aus der Hand und zog ihn durch das Fenster herein. Ich wollte dem Eigentümer sein Gepäckstück bringen, aber wir trafen uns im Gang. Er war wohl zu mir unterwegs. Überschwenglich dankte er mir und stellte sich vor. Er war nicht aufdringlich, fragte weder woher noch wohin.

Gegen 11 Uhr erreichte der Zug Dünkirchen, und wenige Minuten später wurden die Waggons für die Schiffsverbindung nach Dänemark an den Kai geschoben. Wir blieben an Deck, bis das Schiff ablegte. Dann brachte mich ein Steward in meine Kajüte.

Über meinen freundlichen Mitpassagier konnte ich mir kein rechtes Bild machen. Er sprach ein sehr gepflegtes Deutsch, aber mit einem fremden Akzent. Er hatte so ein paar merkwürdige Rachenlaute, die eigentlich für Schweizer typisch sind. Es überlief mich siedend heiß. Mir war klar, daß ich mir eine glaubwürdige Geschichte ausdenken mußte, falls bekannt wurde, daß wir dieselbe „Heimat" hatten.

Wir sprachen erst nach dem Essen zusammen. Das erste, was mein Reisegefährte sagte, war: „Wir sind Landsleute, Herr Balmer, ich bin auch Schweizer. Ich habe auf der Passagierliste nachgesehen." Während des Essens erzählte er, daß er Sekretär im Schweizer Konsulat in Helsinki sei.

Das Schiff sollte am nächsten Morgen gegen 9 Uhr in Esbjerg ankommen. Als wir von Bord gingen, erwartete uns die Zoll- und Paßkontrolle. Der Zoll interessierte sich nicht für unser Gepäck, doch als ich meinen Paß vorlegte, besah der Beamte ihn von allen Seiten und meinte, ich hätte ja einen anderen als der Herr vor mir. Der war stehengeblieben, kam zurück, besah sich ebenfalls das Büchelchen und erklärte dem Beamten, es sei bestens in Ordnung. Er als Konsularvertreter habe einen Paß mit einem neuen Format, das seit dem 1. Januar dieses Jahres eingeführt worden sei. Aber mein Reisedokument sei ja noch bis Ende 1936 gültig. Ein Glück, dachte ich, daß wir uns unterwegs bekannt gemacht haben. Das hätte schief ausgehen können, und meine Mission wäre schon geplatzt, bevor sie begann...

Endlich in Turku angekommen, gingen wir gemeinsam von Bord, passierten in gewohnter Weise die Kontrolle und legten unsere Koffer nebeneinander auf den Zolltisch. Mein Begleiter sprach mit den Zöllnern finnisch, wedelte mit seinem und meinem Paß, und wir bekamen unsere Zollstempel, als ob wir Brüder wären.

In Stockholm hatte ich im Hotel meine letzten Dollar gewechselt, und jetzt besaß ich nur noch ein paar Schwedenkronen. Als ich in der Toilette des Zuges, der uns nach Helsinki brachte, mein Vermögen zählte, waren es noch etwa zwölf Kronen. Aber ich hatte ja meine Fahrkarte bis Moskau. Ich würde also auf jeden Fall hinkommen, auch wenn es noch achtundvierzig Stunden dauern sollte.

Drei Stunden durch Leningrad

Gegen 8 Uhr war die finnische Grenzstation erreicht. Selbst da war ein Gepäckträger zur Stelle, den ich nicht zurückhalten konnte, meine Koffer zum Grenzübergang zu schleppen. Ich griff in die Tasche, gab ihm mein letztes Kleingeld und betrat ohne einen Pfennig in der Tasche mein Reiseziel – die Sowjetunion. Jetzt konnte es keine Schwierigkeiten mehr geben!

Es war ein Schlag, als ich hörte, der Zug nach Moskau fahre von einem Bahnhof ab, der im Süden Leningrads lag. Was tun? Ich fand eine Ecke, die mich ein bißchen schützte. Der Bahnhof war übrigens leer, und ich holte aus meinem kleineren Koffer die mir anvertrauten Päckchen und steckte sie in Victors Aktentasche. Ich wikkelte ein Handtuch um sie und schnürte die Tasche zu. Dann zog ich mit meinen Koffern zur Gepäckabfertigung. Ich hatte bemerkt, daß niemand bei der Aufgabe von Gepäckstücken etwas bezahlte, sondern nur eine Quittung in Empfang nahm.

Jetzt war ich beweglich und konnte mit der Aktentasche bestimmt den Bahnhof erreichen. Vielleicht fand sich später eine Möglichkeit, die Koffer einzulösen. Bis zur Abfahrt des Zuges verblieben noch acht Stunden.

Drei Stunden brauchte ich, um Leningrad zu durchqueren.

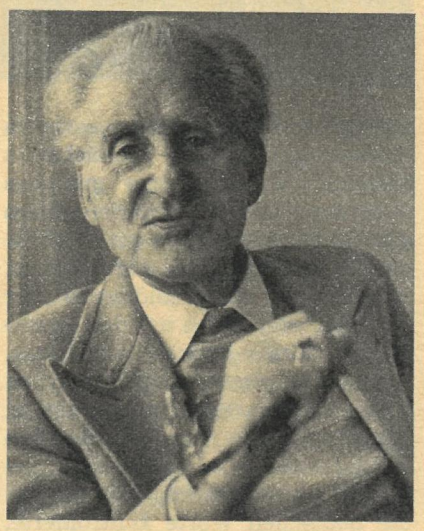
Dem Bahnhof gegenüber lag das Hotel „Oktober". Ich bemerkte plötzlich, daß der Name des Hotels in lateinischen Buchstaben an der Fassade stand. Vielleicht sprach dort jemand gut Deutsch und konnte mir raten, wie ich meine Koffer auslösen und herbringen könnte.

Nach einigem Hin und Her stand ich vor dem Direktor. Er sprach sehr gut Deutsch, bestätigte, daß er Genosse sei, verstand aber anfangs überhaupt nicht, was ich von ihm wollte. Als endlich Klarheit geschafft war, lehnte er kategorisch jede Beteiligung oder Hilfe an dieser „Aktion" ab.

„Wer garantiert mir, daß Sie die Wahrheit sagen? Vielleicht sind Sie ein ausländischer Agent oder ein Schmuggler?"

Er verweigerte mir sogar die 50 Kopeken zum Auslösen meiner Koffer, die ich selber von Bahnhof zu Bahnhof tragen wollte.

Im Wartesaal suchte ich mir ein Plätzchen zwischen den Reisenden, legte meine Aktentasche auf die Erde und setzte mich darauf. Den Rücken an die Wand gelehnt, döste ich vor mich hin. Ich mußte wohl eingeschlafen sein, denn ich wachte plötzlich auf, weil einige Leute aufstanden und hin und her gelaufen wurde. Mir tat der Rükken weh, und meine Beine waren eingeschlafen, aber ich mußte zur Toilette und rappelte mich vorsichtig hoch. Noch anderthalb Stunden



bis zur Abfahrt des Zuges, stellte ich fest, als ich zurückkam. Ich versuchte, wieder an meinen Platz zu gelangen, als der Direktor des Hotels vor mir stand und mich anfuhr: „Ich bin schon das drittemal hier, um Sie zu suchen. Kommen Sie, wir holen Ihre Koffer. Wir müssen uns beeilen."

Ich war ganz verwirrt und murmelte irgend etwas, aber er gab keine Antwort, sondern lief eilig zum Hotel hinüber, wo ein Kutscher mit einem Schlitten stand. Er schob mich hinein, setzte sich neben mich, und das Pferdchen trippelte los, quer durch Leningrad.

Als wir zurückfuhren, bedankte ich mich kameradschaftlich bei ihm. Er winkte ab. „Vielleicht habe ich eine große Dummheit gemacht, aber ich hätte nicht schlafen können bei dem Gedanken, daß Sie vielleicht doch ein Genosse und kein Schmuggler sind."

Wir kamen noch zur rechten Zeit zum Moskauer Zug. Bevor er ging, legte er ein Päckchen auf mein Bett, in dem sich eine halbe Salami und ein Stück Schwarzbrot waren.

Als der Zug in Moskau einfuhr, wußte ich, daß ich nicht am Kursker Bahnhof ankam, wie mir Victor beschrieben hatte. Doch mit welcher Straßenbahn ich fahren mußte, um in etwa einer halben Stunde das Hotel „Jakor" zu erreichen, wußte ich jetzt. Ein junger Mann hatte mir in einem lustigen Deutsch die notwendigen Auskünfte gegeben.

Ich schleppte die Koffer zur Straßenbahnhaltestelle und war von dem Massenandrang überwältigt.

Ich begriff bald, man mußte bei allen Wagen hinten einsteigen und vorn aussteigen, und es gelang mir tatsächlich, mit meinem Gepäck eine Bahn zu erklimmen. Von dem Druck der hinter mir Einsteigenden wurde ich wie ein Paket in den Wagen geschoben und festgekeilt.

Merkwürdig war, daß man mir immer wieder auf die Schultern klopfte und, wenn ich mich umsah, ein paar Geldstücke in die Hand drückte. Ich war ratlos. Sah man mir an, daß ich kein Geld hatte? Oder gingen irgendwelche Geschäfte vor sich, in die ich einbezogen wurde? Auf den Gedanken, daß es sich um das Fahrgeld handeln konnte, kam ich gar nicht. Mir war die Methode, einem anderen als dem Schaffner das Geld zu geben, völlig unbekannt. Ich nahm die Geldstücke und steckte sie in meine Manteltasche. Da ich dazu aber meinen kleinen Koffer aus der Hand geben mußte, kam ich durch den schiebenden, gleitenden Menschenstrom dem Ausgang immer näher. Unaufhaltsam wurde ich vorwärts geschoben und dann, nach einigen weiteren Haltestellen, mitsamt meinen Koffern auf die Straße gespült.

Ich beschloß, erst einmal in derselben Richtung, in der die Bahn fuhr, weiterzulaufen und nach meinem Hotel Ausschau zu halten. Da bemerkte ich ein Schild mit vier Buchstaben, von denen mir der erste unverständlich, der zweite und dritte aber eindeutig ein K und O waren und der letzte wie ein P schien.

Nachdem ich einen Kellner in allen mir möglichen Formen nach dem

Ein falscher Schweizer

Nach Kriegsende: Rudolf Engel (vorn rechts) war nach 1945 Präsident der Zentralverwaltung für Deutsche Umsiedler.

Direktor, Leiter, Chef und so weiter gefragt hatte, huschte ein verstehendes Lächeln über sein Gesicht. Als sich der Genosse Direktor einfand, nickte er verständnisvoll, als ich ihm sagte, ich würde erwartet. Es dauerte eine Weile, bis ein Mann in kurzem Schafpelz und Mütze hereinstürmte und in fließendem Deutsch fragte, ob ich Genosse Balmer sei. Als ich bejahte, drängelte er: „Na, dann komm, wir müssen weiter."

Damit ergriff er meine beiden Koffer und trug sie hinaus. Wir fuhren mit einem Auto durch Straßen, die von Menschen wimmelten, und hielten dann vor einem unauffälligen Haus an einem weiten Platz. Wir stiegen aus, mein Begleiter erläuterte mir, wir stünden vor dem Gebäude der Komintern, einer ehemaligen Schule für adlige Mädchen. Wir gingen in den zweiten Stock hinauf. Ich erfuhr, daß der Genosse Karl mich zum Genossen Florin bringen sollte.

Wilhelm Florin beeindruckte mich durch seine sachliche, ruhige Art. „Hast du dir schon überlegt, was du hier anfangen willst? Studieren oder beruflich arbeiten?"

„Ich würde gern eine Schule besuchen", antwortete ich, „mir fehlen noch viele theoretische Kenntnisse. Bisher hatte ich keine Gelegenheit, mich zu schulen."

Am besten sollte ich diese Fragen mit Genossen Karl besprechen. Wilhelm Florin reichte mir die Hand. „Wenn du irgendwelche Probleme hast, mit denen du nicht fertig wirst, komm zu mir."

Einige Minuten später erschien Genosse Karl und mit ihm ein großer, schwergewichtiger Genosse, der sich Werner nannte. Später erfuhr ich seinen richtigen Namen: Wilhelm Zaisser. Wir sprachen über die Möglichkeiten einer Schulung oder, wie Genosse Karl immer wieder betonte, eines Studiums.

Nach einigem Hin und Her machte Genosse Werner einen Vorschlag, der mir sofort zusagte: Ich solle mich auf militärpolitischem Gebiet qualifizieren. Der Lehrgang würde etwa zehn Monate dauern und morgen offiziell beginnen. Er schlug vor, ich solle gleich heute mit ihm zur Schule fahren. Sie liege in der Nähe von Moskau.

Wir fuhren etwa 20 Kilometer aus Moskau hinaus und hielten in einem dichten Wald. Rechts und links einer provisorischen Straße standen Holzhäuser.

Wir gingen in das Zimmer des Schulleiters, wie Genosse Werner betonte und gleichzeitig hinzufügte, der Schulleiter sei er. „Wir müssen dich taufen", sagte Werner. „Hier hat jeder einen illegalen Namen, und nur den, keinen anderen! Wie willst du heißen?"

Von dieser Minute an blieb mir der Ludwig für mehr als zehn Jahre. Den Familiennamen Franken, den ich später in meinem Ausweis vorfand, hat irgend jemand dazugesetzt.

„Also, Ludwig, einiges zur Sache", fuhr Genosse Werner fort. „Ihr seid vierundzwanzig Schüler aus allen Teilen Deutschlands, darunter zwei Genossinnen. Ihr kennt euch nicht, und wenn ihr euch irgendwo kennengelernt habt, dann vergeßt es. Tauscht keine Namen und Adressen aus, trefft keine Verabredungen für später. Wir werden normalerweise jeden Vormittag und Nachmittag je vier Stunden Vorlesungen oder praktische Übungen haben. Sonntags ist unterrichtsfrei. Als Lehrer haben wir die besten deutschen, sowjetischen und andere Genossen. Gelehrt wird neben den Grundfragen des Marxismus-Leninismus sozialistische Militärpolitik. Dazu kommt die praktische Ausbildung: Einführung in Funken und Funktechnik, im Umgang mit Waffen und Sprengstoffen, in Methoden zur Herstellung und Verteilung von illegalem Agitations- und Informationsmaterial, das Sichern von Parteiorganen vor Agenten und Provokateuren, die Beschaffung von Informationen – kurz alles, was zum aktiven Kampf gehört."

Der Unterricht bereitete mir Freude. Die Lehrer berichteten aus eigenen Erfahrungen. Ob es sich um militärpolitische Fragen der russischen Oktoberrevolution oder der deutschen Novemberrevolution 1918 handelte, ob der Mitteldeutsche oder der Aufstand in Hamburg oder die revolutionäre Erhebung unter Béla Kun in Ungarn behandelt wurde, immer sprachen aktive und in vielen Fällen verantwortliche Teilnehmer der Kämpfe der internationalen Arbeiterbewegung. Erfahrungen wurden vermittelt, Fehler analysiert, wichtige Ereignisse durchleuchtet und nacherlebt.

Im Anschluß an die Vorträge wurden Seminare zu den wichtigsten Problemen abgehalten, und auch nach den Lehr- und Übungsstunden gingen die Diskussionen weiter, bis wir in die Betten gescheucht wurden.

Wir hatten gewöhnlich zweimal in der Woche am Nachmittag sogenannten Unterricht in Technik. Darunter fielen die Ausbildung an Waffen und deren Pflege, Chiffrieren und Dechiffrieren, die Beherrschung des Morsealphabets, die Korrektur von Ausweispapieren und anderes.

Arbeit im Wald

Anfang Dezember wurde ich in die Westabteilung der Komintern delegiert. Ich war nicht der erste, der zu dieser Zeit die Schule verließ, aber einer der ersten.

Meine neue Tätigkeit bestand im wesentlichen darin, deutschsprachige Zeitungen auszuwerten. Die Aufträge dazu erhielt ich hauptsächlich von Genossen Ernst Blank, den ich 1937 kurz in Spanien wiedersah. Mit ihm und Genossen Werner sprach ich einige Male über meinen Wunsch, ein paar Monate in einem sowjetischen Betrieb zu arbeiten. Ich wollte unbedingt die sozialistische Entwicklung an der Basis kennenlernen. Vorausgesetzt natürlich, daß nicht in absehbarer Zeit ein Einsatz geplant sei. Drei Monate wären schon ausreichend.

Daß ich einen konkreten Vorschlag über meinen Arbeitseinsatz machen konnte, hatte seinen Grund. Eines Abends hatte ich im Kino „Udarnik" meinen Genossen und Mitstreiter aus dem Saargebiet Willi Trapp getroffen. Die Freude war auf beiden Seiten groß. Willi erzählte, er habe mit seiner Frau Rita und dem Töchterchen sehr bald, nachdem sie das Saargebiet verlassen mußten, in die Sowjetunion gehen können. Nun arbeite er schon fast ein Jahr als Kraftfahrer in einem Betrieb östlich von Moskau. Er war sicher, daß ich dort jederzeit eingestellt werden würde.

Am 3. Mai traf ich mit meinem Koffer und einem Karton, in dem sich ein Elektrokocher, eine Pfanne, ein Topf und ein Eßbesteck befanden, in Dubrowka ein.

Dubrowka mit seiner riesigen Baustelle und den Hunderten Holzhäusern lag wirklich mitten im Wald. Ich habe in den fast sieben Monaten, in denen ich dort lebte und arbeitete, nie begriffen, wo Dubrowka eigentlich zu Ende war...

Die Einstellungsformalitäten waren schnell erledigt, dann führte man mich zu einem kleinen alten Bauernhaus.

Es war aus Baumstämmen gezimmert. Ein großer gemauerter Ofen nahm die Mitte des Hauses ein. An der einen Seite war mit gehobelten Brettern ein Raum mit einem Fenster abgeteilt. Den Raum konnte ich für monatlich 10 Rubel mieten.

Dann ging ich erst einmal mit meinem Einstellungsschein zum Leiter des Fuhrparks.

Ich war überrascht, daß mich der Fahrdienstleiter deutsch anredete. Wie er sagte, hatte er während des Weltkrieges fast vier Jahre als Kriegsgefangener in Mecklenburg auf einem Bauernhof gearbeitet. Er war etwa 50 Jahre alt, breit und kräftig, und seine Stimme war auf dem ganzen Platz zu hören. Als Willi mit seinem Wagen auf den Parkplatz kam, besprachen wir meinen Einsatz. Ich sollte zwei Tage als Beifahrer mit ihm fahren, und wenn alles klarginge, vom dritten Tag an im Schichtwechsel denselben Wagen übernehmen. „Brigade Trapp", sagte der Leiter, „dann könnt ihr in Wettbewerb mit anderen Brigaden treten, die Norm überbieten und den Benzinverbrauch senken."

Neu war für mich, daß es keine Sonntage gab, sondern jeder zehnte Tag arbeitsfrei war und am Tag davor, nach Schichtschluß, der Lohn ausgezahlt wurde. Die Norm hatte ich um rund 15 Prozent übererfüllt, und als ich nach einem Monat zum erstenmal wieder nach Moskau fuhr, hatte ich über 300 Rubel verdient und weniger als die Hälfte verbraucht. Stolz lieferte ich bei Genossen Karl in der Komintern die mir vorsorglich gegebene Beihilfe von 100 Rubel wieder ab.

Ich fühlte mich wohl in Dubrowka, die Menschen waren freundlich, mit der Sprache wurde ich mehr und mehr vertraut, die Arbeit machte Spaß, und ich hatte das Gefühl, nützlich zu sein.

– Ende –

Fotos: Militärverlag der DDR

IM RÜCK-SPIEGEL

Bilder, Namen, Fakten, Erinnerungen aus dem Jahr, in dem die DDR gegründet wurde (9. Folge)

Das alte und das neue Einmaleins

Ein Stück Holz ist ein Stück Holz und sonst gar nichts, egal, welche Fahne über dem Land weht. Straßen, Schienen, Häuser, wenn sie nur heil geblieben waren, konnte die neue Macht nach dem 8. Mai 1945 ohne Bedenken nutzen, gleichgültig, ob sie unter Hitlers Regime oder früher entstanden waren. So auch die Schulen. Aber welcher Geist sollte in den alten Mauern herrschen? Und welches Recht? Nicht länger, das verstand sich von selbst, der alte Ungeist, nicht länger aber auch das Vorrecht der Reichen, die Auslese nach Zahlungsfähigkeit, nicht länger das Unrecht der Benachteiligung für die Kinder der Arbeiter und Bauern.

Für eine solche neue Schule, wie es sie nie zuvor auf deutschem Boden gegeben hatte, war von der alten, außer Gebäuden, Bänken und Tafeln, nichts brauchbar. Die Lehrbücher gehörten ohne Ausnahme in den Reißwolf, und da landeten sie denn auch. Neue Lehrbücher, Atlanten, Landkarten – Europas politische Karte war gründlich verändert – konnte niemand über Nacht aus dem Boden stampfen. Und wie stand es mit den Lehrern? Ein guter Lehrer konnte wohl eine Weile ohne Bücher und ohne Atlas auskommen. Aber wer war ein guter Lehrer? Es ging ja eben nicht nur um das kleine Einmaleins und um den Satz des Pythagoras. Die erste Rechenaufgabe, die zu lösen war, ergab ein deprimierendes, wenn auch nicht ganz unerwartetes Resultat: An vielen, sehr vielen Schulen hatten achtzig, neunzig Prozent der Lehrer das Abzeichen der Nazi-Partei getragen, die niedrigste Rate lag bei 75 Prozent. Denen sollte man, als sei nichts geschehen, Kinder anvertrauen?

Als im Herbst 1945, dem Befehl Nr. 40 der Sowjetischen Militäradministration folgend, der regelmäßige Unterricht wieder begann, fehlten rund 50 000 Lehrer. Noch während des ersten Schuljahres kamen 15 000 Neulehrer, wie sie damals genannt wurden, an die Schulen, im zweiten Jahre weitere 25 000, zum großen Teil Arbeiter. Zu Kurzlehrgängen selbst noch einmal auf die Schulbank zurückgekehrt, fehlte es ihnen zwar an pädagogischer Erfahrung und Methodik, nicht aber an Verantwortungsbewußtsein und Entschlossenheit, mit dem „Erbübel der deutschen Schule“ zu brechen und nicht länger Untertanen, sondern selbständig denkende Menschen zu erziehen, wie es ein gemeinsamer Aufruf von KPD und SPD, unterzeichnet von Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl, forderte.

Vier Jahre später unterrichteten an den Schulen der sowjetischen Besatzungszone 65 000 Neulehrer, die so gänzlich neu nun nicht mehr waren. Und in eben diesem Jahr 1949 kamen von den pädagogischen Fakultäten 1300 akademisch gebildete Lehrer in die Praxis. Inzwischen war das Gesetz, das die Schule demokratisierte, wirksam, die Arbeiter-und-Bauern-Fakultäten, die das überkommene Bildungsprivileg endgültig brachen, gegründet, und, dies vor allem, das neue „Einmaleins“ des Friedenswillens und der Bereitschaft zur Völkerfreundschaft durchgesetzt. Viel war getan, der entscheidende Wandel in wenigen Jahren vollzogen. Freilich gab es auf dem flachen Lande auch 1949 noch 668 der alten Ein-Klassen-Schulen (von 4114 im Jahre 1945), noch war die achtklassige Grundschule für alle Kinder ein angestrebtes Ziel, kein Traum mehr, aber doch noch ein gutes Stück entfernt. Zu tun blieb genug.

Jürgen Jessel

Foto: Hartmann

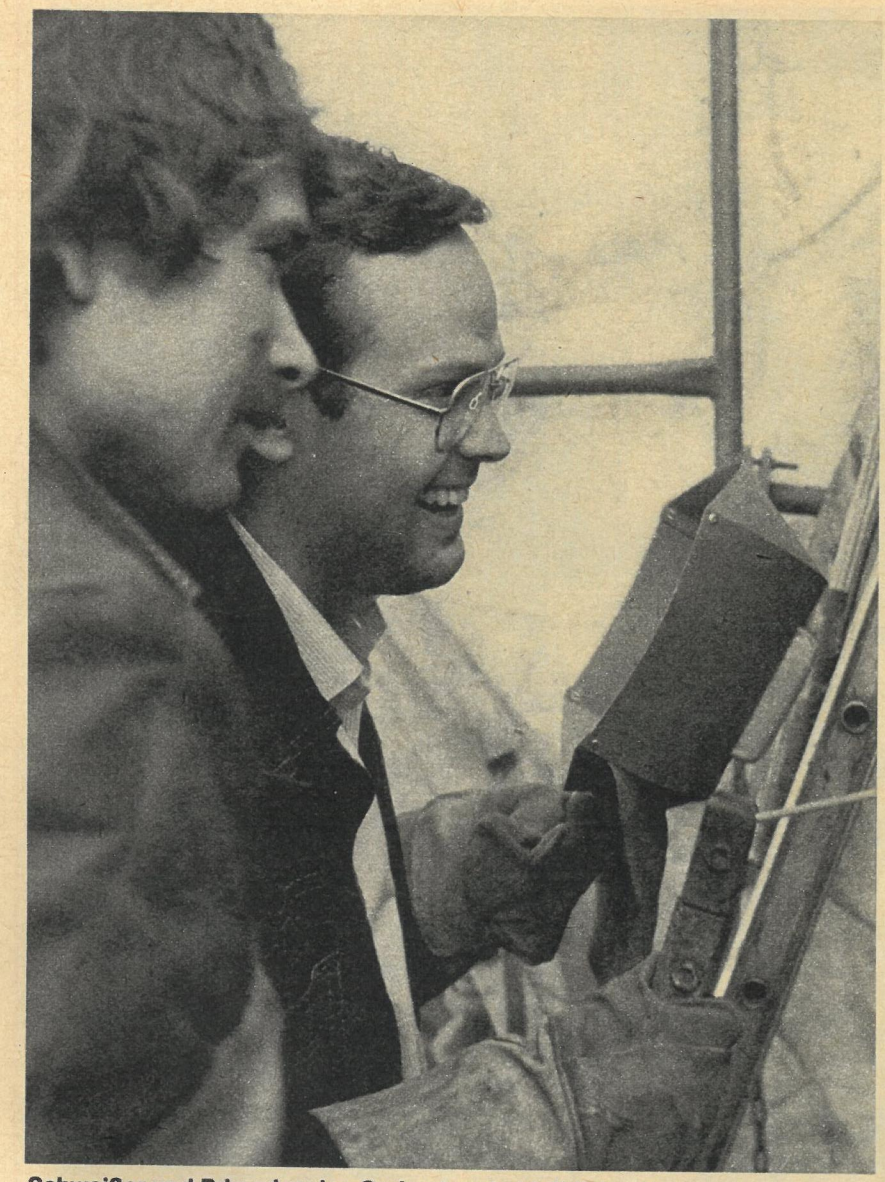
FUNDSACHEN

III. Parlament der FDJ, Juni 1949 – Die Freie Deutsche Jugend zählt gegenwärtig, wie der Erste Vorsitzende der FDJ, Erich Honecker, in seinem Rechenschaftsbericht mitteilte, 677 000 Mitglieder, die Organisation der Jungen Pioniere 550 000.

4. Pädagogischer Kongreß, August 1949 – Die Zentralverwaltung für Volksbildung gab bekannt, daß rund achtzig Prozent aller Lehrer, die an den Grund- und Oberschulen der Ostzone unterrichten, Neulehrer sind.

Zeitungsmeldung, September 1949 – Zur Zeit besuchen 2,7 Millionen Kinder die Grundschulen der sowjetischen Besatzungszone, etwa 70 000 eine Oberschule, annähernd 620 000 Lehrlinge eine Berufsschule. 36,2 Prozent der Oberschüler sind Kinder von Arbeitern und Bauern.

I. Sportkonferenz des Landes Sachsen, November 1949 – Schwimmen wird in Kürze an allen Schulen der DDR Pflichtfach, erklärte der stellvertretende Ministerpräsident Walter Ulbricht.



Schweißer und Primarius des Orchesters bei fröhlicher Unterweisung

Auf Konzert-Tournee mit ‚Camerata Musica' an der Erdgastrasse

Don Krawallo

„Don Krawallo" (rechts) bereitet sich auf die Kleine Nachtmusik vor

und die Kleine Nachtmusik

Die Reise war gewiß nicht alltäglich für Musiker, ein großes Erlebnis, auch strapaziös.

Sieben Tage liegen hinter uns, sieben Tage Konzerttournee mit dem Kammerorchester ‚Camerata Musica' aus Berlin an einem langen DDR-Bauabschnitt der Erdgastrasse in der Sowjetunion.

Gewaltig war ohne Zweifel unser Eindruck von der Arbeit, die von den Trassenbauern im Freundesland geleistet wird.

Das größte Erlebnis aber waren die Menschen selbst, die Schweißer, Baggerfahrer, Bauleute, Köche, die Meister, Brigadiere, Leiter. Von einigen also wollen wir erzählen.

Der Koch

Perwomaiski, erste Station der Konzertreise. Kurze herzliche Begrüßung. „Kollegen, ihr müßt etwas essen. Unsere Kantine wartet schon!" Hinterm Tresen der Küche ein junger Mann, Anfang Zwanzig vielleicht. Keck sitzt die weiße Mütze auf dem schwarzen Schopf. Einladend schwenkt er die Kelle. „Ihr seid die Künstler aus Berlin? Eßt nur, eßt. Die Fahrt war lang, und morgen sollt ihr gut spielen."

Am nächsten Tag, mittags, sehen wir ihn wieder. Die Musiker sind schon ein wenig aufgeregt. Heute wird das erste Konzert sein. Sie wissen, vor ihnen gab es nur Rock- und Unterhaltungsgruppen. Nun kommen sie mit Kammermusik. Mozart und Vivaldi statt „Über sieben Brücken" und „Alt wie ein Baum". Wird das gutgehen? Wir stehen in der Schlange vor der Essenausgabe zwischen den Kumpels. „Hallo", ruft freundlich der Koch, „laßt mal die Musiker vor. Die haben heute einen schweren Tag." Wir wehren ab, bleiben in der Schlange. Als dann Professor Straka, der Dirigent der „Camerata", an der Reihe ist, fragt unser Koch: „Müßt ihr genau um acht heute abend anfangen, geht's nicht ein bißchen später? Da hab' ich noch Arbeit, wollte aber unbedingt eure Musik hören."

„Bist du ein Liebhaber von Kammermusik?" fragt der Professor. „I wo", lächelt der Koch, „aber immer nur Rock und Disco, da wird man doch wirr im Kopf."

Da wußten die Musiker: Es geht gut! Das erste Trassenkonzert wurde dann auch ein großer Erfolg. Und unser Koch war wirklich noch gekommen.

Der Schweißer

Kurt stammt aus Mecklenburg. Man merkt es an seiner bedächtigen Art und an der Sprechweise. Er ist Hand-E-Schweißer, arbeitet auf der Vorstrecke, schweißt mit sicherer Hand Präzisionsschweiß-

Ankunft der Musiker vom Orchester „Camerata Musica" in Perwomaiski, rechts

außen der Dirigent Professor Straka

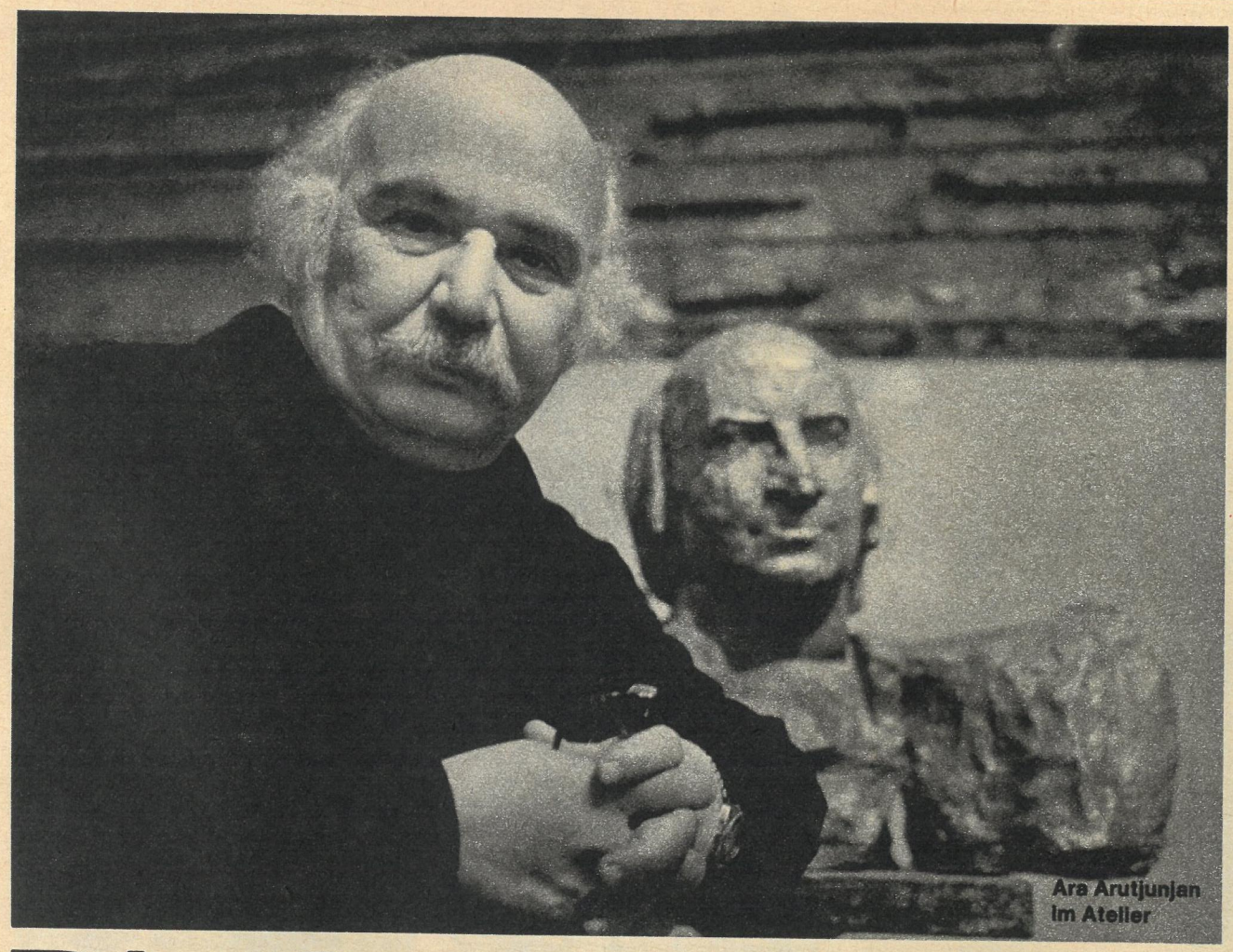
nähte. Rohrstück an Rohrstück reiht er auf dem Baufeld unter freiem Himmel aneinander. Zu Hause in Mecklenburg hat Kurt eine musikliebende Tochter, die ist in einem Schallplattenklub. „Ich stand ja denn doch mehr auf Schlager", bekennt er, „aber die Lütte. Wenn die 'ne klassische Platte anbrachte, mußte ich mucksmäuschenstill im Sessel sitzen und zuhören." Ins Kammerkonzert, diesmal im Wohnlager Tjoploje, ging Kurt wohl mehr aus Solidarität mit seiner Brigade. Einen vollen, harten Arbeitstag hatten sie hinter sich, aber einige wollten unbedingt die Musiker aus Berlin hören. Wir treffen die Schweißer anderntags auf dem Baufeld. Da ist auch Kurt, der Schweißer. „He, warst du nicht gestern im Konzert?" – „War ich", sagt Kurt. „Ehrlich, wir sind echt aufgelöst 'rausgekommen, als ihr mit all den Zugaben fertig wart." Am Abend sehen wir uns wieder. Kurts Brigade und „Camerata" feiern ein bißchen in der Kulturbaracke. Ein Freundschaftsvertrag soll beredet werden. Kurt zeigt mir ein Bild seiner hübschen Frau, das er immer im Portemonnaie bei sich trägt. „Weiß du", sagt er zwischen zwei Bieren, „ich hab mir so gedacht, im nächsten Urlaub, vielleicht, fahr' ich mit ihr und der Lütten doch mal nach Schwerin, gibt ein gutes Theater dort. Sie werden sich freuen, denk' ich." Der Abend wird schön. Beschlossen ist der Vertrag, die Kumpel singen ihre Brigadelieder, die Musiker lassen sich nicht lumpen, holen ihre Instrumente, geben mitten in der Nacht ein Extrakonzert.

Der Leiter

Die ganze Trasse kennt ihn. So ziemlich von der ersten Stunde an ist er dabei. Wir hörten von ihm schon am ersten Abend in Perwomaiski, als die Kumpel Trassengeschichten erzählten, um uns Neulinge auf die kommenden Tage einzustimmen. Kennenlernen sollten wir ihn aber erst am Ende der Reise. Dubna heißt der Ort, wo derzeit das jüngste Wohnlager steht. Hinter uns lagen fünf Konzerte mit unerwartetem Erfolg. „Don Krawallo", so der freundlich-ironisch gemeinte, überall bekannte Spitzname des Mannes, wollte die Erfolgsserie auch beim letzten Trassenauftritt der „Camerata" fortsetzen. Er erwies sich als angenehmer Partner, lustig, ja witzig, ungeheuer lebendig. Als Leiter sei er entscheidungsfreudig, habe Durchsetzungsvermögen, hörten wir. Und wir erfuhren von einer stillen Liebe. Er habe, so hieß es, in jungen Jahren das Geigenspiel erlernt, später sein Talent bei Hausmusiken unter Beweis gestellt. Doch wann hat ein Leiter schon Muße, sich der Violine zu widmen. Von ihm werden andere Talente gefordert.

Manchmal aber geschehen Wunder. Der Dank der „Camerata" bündelte sich in dem Wunsch, „Don Krawallo" eine Freude zu bereiten. Es kommt das Abschiedskonzert. Gelöst ist die Stimmung. Mozarts Kleine Nachtmusik soll erklingen, zum letzten Mal auf dieser Tournee. Da tritt der Dirigent an die Rampe, bittet den Leiter zur Bühne. Am Ende wolle man gemeinsam musizieren. Die Kumpel staunen nicht schlecht. „Don Krawallo", der Alte, spielt Geige? Natürlich hatte der Mann vorher geübt, ganz heimlich in einem Barakkenzimmer, unter Anleitung des Primarius des Kammerorchesters. Jetzt tritt er vor, zögernd noch. Großer Beifall. Dann erklingt Mozarts Musik. Die Geige unseres ungewöhnlichen Solisten verschmilzt mit den Instrumenten der Musiker zu einer heiter-gelösten Melodie. Irgendwie sind sie alle froh und ergriffen, die Arbeiter, die Musiker. Der Beifall will gar nicht enden. „Don Krawallo" steht auf der Bühne, etwas verlegen, aber glücklich, für alle sichtbar.

Aufgezeichnet von
Klaus Pastowsky,
fotografiert von Armin Herrmann.



Ara Arutjunjan im Atelier

Die Sprache der Steine

Armenien ist ein Land der Steine. Der vielfarbige, sonnenverbrannte Tuff, in ganz Armenien begegnet er uns in Häuserwänden, Brükkenpfeilern, jahrhundertealten Steinkreuzen. Für den Bildhauer Ara Arutjunjan, einen der namhaftesten Armeniens, wurde der Tuffstein zum Prüfstein. Seit über dreißig Jahren setzt er sich mit diesem für Skulpturen uralten Material auseinander.

Der heutige Endfünfziger wurde in Jerewan geboren, besuchte dort die Terlemesjan-Kunstschule. „Jerewan ist mein Haus“, sagt uns Ara Aratjunjan bei unserem Atelierbesuch. Doch um seine Arbeiten in Augenschein nehmen zu können, müßte man sich nicht nur in der Landeshauptstadt umtun, wo im Park des Sieges seine „Mutter Armenien“ wacht, wo seine Reliefs das Museum „Erebuni“ und das Weinkombinat schmücken. Weit über Jerewans Grenzen hinaus hat Arutjunjan zur Landschaftsgestaltung beigetragen, hat monumentale Bildwerke geschaffen, die von armenischer Geschichte künden, vom jahrtausendelangen Ringen des Volkes um seine Existenz, von einer früh entwickelten Hochkultur und von den blutigen Kämpfen, in denen sich die Armenier bis zur Errichtung der Sowjetmacht 1920 immer wieder fremder Eroberer erwehren mußten. Im Denkmalskomplex für die Sardarapat-Schlacht, an dem Arutjunjan mitgewirkt hat, sind die Zeugnisse dieser Geschichte versammelt.

Eine Gestalt hat den Bildhauer seit seiner Jugend nicht losgelassen, die Gestalt eines Mannes, der auch Künstler war und seinem Volk aufs tiefste verbunden. Noch als Student gestaltete Arutjunjan für Jerewan das Grabmal des Komitas (1869–1935), des großen nationalen Komponisten, Ethnographen, Chordirigenten, Pädagogen, Publizisten, des verehrten Begründers der modernen armenischen Musik. In Arutjunjans Atelier begegnen wir der hohen, stolzen Gestalt und den weisen Zügen des Komitas, in Bronze und Marmor geprägt, mit Bleistift und Tusche gezeichnet. Komitas war der Sammler von dreitausend armenischen, türkischen und kurdischen Volks-, Bauern- und Arbeiterliedern, von Chören und Tänzen, und wenn er nach dem türkischen Völkermord an den Armeniern im Jahre 1915 auch vor Schmerz verstummte, so lebt sein Werk. Von Armeniens Künstlern wird es fortgesetzt, und Ara Arutjunjan gehört zu denen, die die Tradition ihres Volkes pflegen.

Jürgen Geitner (Text)
Volkmar Billeb (Foto)

Komitas, Feder und Tusche, 1973

Komitas,
Bronze, 1972

König Lear der Steppe

Sechs Männer haben sich versammelt, ihr Gespräch kreist um Shakespeare und seine Typen, ihre Lebensechtheit, ihre Alltagsnähe – Hamlet, Othello, Falstaff... Der Gastgeber bemerkt, er habe einen König Lear gekannt. Und so erzählt er die Geschichte des Gutsbesitzers Charlow, der aus Liebe zu seinen zwei schönen Töchtern seinen Besitz vorzeitig unter jene aufteilt. Diese aber, kaum, daß Charlow die Schenkungsurkunde unterschrieben, verjagen ihren Vater von Haus und Hof. Ohne Obdach in der Steppe umherirrend, verflucht Charlow, wie sein klassisches Vorbild, seine undankbaren, hartherzigen Töchter.

Für den Erzähler Iwan Turgenjew (1818–1883) sind Shakespeares Gestalten beispielhaft, aber auch für andere Schriftsteller seiner Zeit, wie Nikolai Leskow mit seiner „Lady Macbeth von Mzensk". Die Novelle „Ein König Lear der Steppe" schrieb Turgenjew 1869 während seines Aufenthalts in Weimar. Sie erschien in deutscher Fassung eher als im russischen Original. Turgenjew hat übrigens auch einen „Hamlet des Stschigrowschen Kreises" entdeckt – bereits zwanzig Jahre zuvor. Aus dieser Schaffensperiode stammt die Erzählung „Tagebuch eines überflüssigen Menschen". Da führt ein Sterbender Tagebuch, er will sein Leben erzählen, obwohl, wie er meint, dieses nur aus Nichtigkeiten besteht. Er beklagt sich, daß er ein überflüssiger Vogel sei, ein außeretatmäßiger Mensch, mit dessen Erscheinen die Natur nicht gerechnet hat. Die Ratlosigkeit des traurigen Helden, seine Resignation gipfeln im Ausruf: „Wie soll man wissen, was man nicht weiß?!" Turgenjew verurteilt hier die Ideenlosigkeit, die parasitäre Existenz seiner eigenen Klasse, der Aristokratie, die, selbst untätig, sich vom Schweiß und vom Blut der Millionen Ausgebeuteten nährt. Denn der Realist Turgenjew hält „die genaue und tiefe Reproduktion der Wahrheit, der Lebenswirklichkeit, selbst wenn diese Wahrheit nicht

mit seinen eigenen Sympathien zusammenfällt", für das höchste Glück des Schriftstellers. Von dem „überflüssigen Menschen" zu der Geschichte der seltsamen Herren „Punin und Baburin" spannt sich ein Bogen. In ihr versucht Turgenjew eine Art Gegenentwurf. Hier treffen wir Leute, die unter Zarenknute und Popenkreuz dem Sumpf der Nutzlosigkeit zu entkommen trachten, die das System des Unrechts und der Gewalt durchschauen und sich zur Wehr setzen, freilich in der Illusion befangen, daß man den Zaren zu Einsicht und Vernunft bringen kann, ohne seine Herrschaft umzustürzen.

Des großen Realisten Iwan Turgenjews fünf Meistererzählungen – „Ein König Lear der Steppe", „Tagebuch eines überflüssigen Menschen", „Punin und Baburin", „Erste Liebe" und „Nach dem Tode" brachte kürzlich der Aufbau-Verlag in einer Kassette heraus. Jedes Bändchen ist mit sehr schönen Grafiken jeweils unterschiedlicher Handschriften versehen. Ein den Leser einstimmendes Vor- oder Nachwort fehlt; soll man es bedauern oder begrüßen? Vielleicht hätte schon ein Hinweis genügt, weshalb man aus dem Riesenerzählwerk des Dichters gerade diese fünf Geschichten zusammenstellte. Turgenjew hielt „Punin und Baburin" beispielsweise für sehr verbesserungswürdig. Als er den „Lear" im Petersburger Freundeskreis vorlas, erntete er „mäßigen Erfolg", was ihn zu „wesentlichen Korrekturen" bewog. „Dies wird wohl meine letzte Arbeit sein...", teilte er in einem Brief deprimiert mit.

Der Schriftsteller irrte sich – sehr zum Glück für die Nachwelt!

Helmut Zemke

Illustration zur Erzählung „Ein König Lear der Steppe" von Günter Lerch

Teufel gibt es dreierlei.
Der erste hat gespitzte Ohren, Bockshufe, einen Bocksbart, daumengroße Hörner und funkelnde Schlitzaugen. Obwohl einem Ziegenbock zum Verwechseln ähnlich, ist er doch ein Teufel, und er vermag mit jeglicher Stimme zu reden, mit der man nur will: mit Frauenstimme, Männerstimme, Kinderstimme, mit der Stimme aller möglichen Tiere, von Vogelstimmen ganz zu schweigen.
Der zweite Teufel ist gechwänzt, über und über behaart und von unglaublicher Mißgestalt – die Fersen zeigen nach vorn, das Gesicht ziert eine Hakennase, aus dem Mund ragt ein einziger Zahn, und auf der Stirn blinkt einsam ein smaragdgrünes Auge.
Der dritte Teufel besitzt vier Arme und vier Beine, an Händen und Füßen prangen ihm je sechs Finger und Zehen, er hat zwei Gesichter und vier Augen. Den Rücken ersetzt ihm ein zweiter Bauch und ein zweiter Nabel. Er sieht vorn und hinten gleich aus und kann ebensogut vorwärts wie rückwärts laufen. Kurz, er ähnelt zwei mit dem Rücken zusammengewachsenen Teufeln. Außer diesen dreien gibt es noch ein viertes Teufelchen, davon will ich später berichten.
Die ersten drei Teufel habe ich nicht selber gesehen, dafür aber sind sie meinem Großvater Manawel begegnet:
der bocksähnliche in der Bärenschlucht,
der zottige und geschwänzte im Roßbachtal,
der Vorn-wie-hinten-Teufel am Honigberg.
Und von jeder dieser Begegnungen hat mein Großvater Manawel ein böses Mal zurückbehalten.
„Also, da bin ich doch in die Bärenschlucht gegangen, um Korbreiser zu schneiden. Es fing schon an zu dämmern, da machte ich Schluß mit der Arbeit, bündelte die Zweige, wusch mir das Gesicht, setzte mich auf einen glatten Stein, holte meine Pfeife hervor und stopfte sie mit Samsuner Kraut. Ich rauche mir eins, dachte ich, und dann breche ich auf. Aber wie ich mir Feuer schlage, alle Wetter, sitzt da nicht plötzlich auf dem Stein neben mir der Verruchte? Gott sei Dank steckt mein Beil ja im Gürtel.
‚Pfui, Teufel' rief ich, sprang auf, schlug dreimal das Kreuz und langte nach meinem Beil.
‚Bist selber ein Teufel und ein Halunke dazu!' erwidert er mir da.
‚Wer bist du?!' herrsche ich ihn an und will wieder das Kreuz schlagen, aber von wegen! Alles gerät mir verkehrt, statt an die Stirn halte ich die Hand an den Nabel, der Dreckskerl sieht das und feixt sich eins.
‚Kschsch, fort!' schreie ich, aber es scheint mir nur, daß ich schreie, ich sperre nämlich den Mund ganz vergeblich auf.
‚Manawel, du Taugenichts, wirf das Beil weg und setz dich hierher, laß uns miteinander reden.'
‚Was hätte ich mit dir zu bereden, Satanssohn!' sage ich zu ihm. Ich dachte, das wird ihn beleidigen, aber von wegen! Das ist für ihn so, wie wenn du zu mir sagst: Manawel, du Sohn von Aprasion. Was blieb mir anderes übrig, ich setzte mich, und er sprach auf mich ein…
‚Manawel Zinzadse, du bist ein schmucker Bursche, du bist hübsch, stattlich, gut bei Kräften… Lach ja nicht über mich, ich habe früher auch mal anders ausgesehen, ich war ein prächtiger Jüngling… Kurz, ich will dich zum Schwiegersohn, Manawel, heirate meine Tochter, und du sollst wie im Märchen leben, ich überschütte dich mit Gold und Silber, und, die Beine übereinandergeschlagen, kannst du unterm schattigen Nußbaum sitzen und Krimantschulis und Hassanbeguras trällern.'

‚Sag mir erst, ob du ein Mensch bist oder ein Teufel, dann spreche ich mit dir', sage ich.
‚Ich bin ein Mensch, Manawel, siehst du nicht, wie ich zu dir rede?' entgegnet er.
‚Wenn du ein Mensch bist, warum ähnelst du dann einem Ziegenbock?' frage ich, und mir rinnt der kalte Schweiß in Strömen über den Rücken.
‚Was tut das? Wie viele Menschen ähneln einem Habicht oder einem Esel, aber wer schert sich darum?' sagt mir da dieses Scheusal. Darauf bleib ich die Antwort schuldig, er hatte ja recht.
‚Dann zeig mir doch mal deine Tochter!' lenke ich das Gespräch auf etwas anderes. Kaum hatte ich ausgesprochen, als mein Teufel losmeckerte. Und was soll ich dir sagen – da öffnete sich der Felsen an der Stelle, an der der Teufel saß, und, alle Wetter, was da erschien… Oh, Junge, hast du einmal auf dem Berg Bachmaro einen Sonnenaufgang gesehen? Nein, das hast du nicht! Hast du gesehen, wie in stockfinsterer Nacht der Vollmond aus den Wolken taucht, Junge? Nein! Weißt du, wie es ist, wenn auf einer Wiese unzählige Rosenknospen zugleich aufbrechen und dich anlachen? Das weißt du nicht?

Sie sprach zu mir, oh, wie das klang! Hast du einmal gehört, wenn aus tausend Weinkrügen der dunkle Adesa-Wein murmelt? Das hast du noch nicht gehört, Junge! Weißt du, wie es klingt, wenn in Gurien an einem Frühlingsabend zugleich Amsel, Drossel und Nachtigall tirilieren? Du weißt es nicht Junge! Wie ein Wunder, so stand sie neben ihrem häßlichen Vater… Was sollte ich sagen? Gewiß, ich wollte sogar etwas sagen, aber die Zunge war mir in den Bauch gerutscht, ich fühlte, wie sie unterm Nabel zuckte.
‚Das gibst du mir doch nicht umsonst, sicher verlangst du dafür eine Gegengabe', brummte ich, als ich die Sprache wiederfand.
‚Was besitzt du Habenichts schon, wo sie dir in der Kollektivwirtschaft zweihundert Gramm Mais pro Arbeitseinheit austeilen. Du sollst mir deine Seele verkaufen.'
‚Was erdreistest du dich, Scheusal, meine Seele verlangst du?!' brüllte ich und holte mit dem Beil aus, um ihm den Kopf abzuschlagen, aber da…"
Großvater krempelte das eine Hosenbein hoch und zeigte mir eine zwei Finger tief eingeschnittene Stelle am Unterschenkel.
„Weg war der Verruchte. Mein Beil rutschte am schlüpfrigen Stein ab und fuhr mir ins Schienbein, daß das Blut herausschoß und dein Großvater Manawel ohnmächtig auf den Rücken fiel… Noch jetzt klingt mir das kreischende Teufelsgelächter im Ohr: ‚Paß nur schön auf deine Seele auf, armer Manawel, daß sie dir keiner stibitzt…'
An mehr erinnere ich micht nicht."
„Den zweiten Teufel traf ich im Roßbachtal. Es war die Zeit, da die Blaunasen in den Roßbach zum Laichen wandern, und ich wachte die Nacht über und wartete auf die Fische. Ich dämmte den Bach mit Steinen ein, ließ nur einen schmalen Durchlaß offen, dann nahm ich meine Pfeife, stopfte sie mit Samsuner Tabakkraut, als ich ein Plätschern hörte. Ich glaubte, jetzt kämen die Fische, und hielt schon mein Netz bereit, doch was sah ich – hockte da nicht der Verruchte, mit einem einzigen grünflammenden Auge auf der Stirn?!"
Nicht anders als der Teufel aus der Bärenschlucht bot auch der Teufel des Roßbachtals meinem Großvater Manawel seine liebreizende Tochter zur Frau, wenn er ihm seine Seele verkaufe, und obendrein wollte er ihn zum Kollektivwirtschaftsvorsitzenden machen und ihm einen Batman Goldes schenken.
„Den hier laß ich mir nicht entwischen! dachte ich, schleuderte das Netz und fing ihn ein. Ich zerrte her, er zerrte hin, ich zerrte her, er zerrte hin, aber wie wollte er mir entkommen? Das Netz hatte sich an seinem einzigen krummen Zahn verhakt. Ich faßte in seinen Mund, um die Masche zu lösen, aber da…" Großvater Manawel zeigte mir vielsagend seine rechte Hand mit dem übriggebliebenen kleinen Finger und dem Ringfinger. „Mehr als diese beiden Finger zog ich nicht wieder heraus, Junge. Der Verruchte hat mich zum Krüppel gemacht, doch will ich dankbar sein, daß er mir nicht gleich den ganzen Arm abgebissen hat…"
Der dritte Teufel, jener Vorn-wie-hinten-Teufel, begegnete meinem Großvater am Honigberg, als er nach den Bienenstöcken sehen gegangen war, und auch dieser bot ihm seine bildschöne Tochter zur Frau, wenn er ihm dafür seine Seele verkaufte. Überdies ver-

Der georgische Schriftsteller Nodar Dumbadse, 1928 in Tbilissi geboren, absolvierte die Ökonomische Fakultät seiner Heimatstadt und arbeitete als Dozent. Er war einige Jahre Redakteur und später Chefredakteur der satirischen Zeitschrift „Niangi". Nodar Dumbadse wurde mit dem Leninpreis für Literatur ausgezeichnet und ist seit 1981 Vorsitzender des Georgischen Schriftstellerverbandes. Bekannt wurde er vor allem mit den Romanen „Ich sehe die Sonne" und „Gesetz der Ewigkeit". Seine „Teufeleien" entnahmen wir dem bei Volk und Welt erscheinenden Sammelband georgischer Erzählungen „Der ferne weiße Gipfel", in dem sich die künstlerische Vielfalt über neun Jahrzehnte georgischer Literatur widerspiegelt, soziale Hintergründe historischer Entwicklungen erhellt werden.

sprach er, ihn zum Kreisparteisekretär von Tschochatauri zu machen. Großvater Manawel jedoch wies auch diesen Teufel ab.
„‚Erblinden sollst du, Manawel, wenn du meiner Tochter Schönheit so erbärmlich mißachtest!' fauchte er da und stieß mir einen Finger ins Auge. Zwar hielt ich noch rasch die Hand vors Gesicht, aber ich hatte ganz vergessen, daß mir ja drei Finger fehlten! Das linke Auge konnte ich freilich retten, aber das rechte war zum Teufel…
Was lachst du, Alte, am Ende wird mir das Kind nicht glauben und sagen, sein Großvater erzähle Lügengeschichten!" fuhr Großvater die Großmutter an, die eben ins Zimmer kam.
„Glaub ihm nicht, Junge, schon als ich ihn geheiratet habe, sah er so verhunzt aus, er ist man selber ein Teufel und Verführer, welcher Teufel sollte den wohl unterkriegen?"
Großmutter nahm den leeren Krug vom Tisch und ging hinaus, um neuen Wein zu holen.
„Warum hast du dich mit diesen Teufeln herumgebalgt, Großvater, hättest du eine der Töchter geheiratet, wärst du heute der erste Mann im Dorf", sagte ich, schon vom Wein berauscht. „Und die Seele, Menschenskind!" Großvater tippte mir seine zwei Finger an die Stirn.
„Mann, was ist an deiner Seele schon dran", versetzte ich geringschätzig.
„Fändest du das heute vielleicht gut, eines Teufels Kindeskind zu sein?" fragte Großvater und nahm

Nodar Dumbadse

Teufeleien

Illustration: Regine Röder

mich mit dem einzigen ihm verbliebenen Auge aufs Korn.

„Das hatte ich noch nicht bedacht", erwiderte ich.

„So, das hattest du noch nicht bedacht, dabei wär's höchste Zeit, daß sich so ein großer Bengel wie du überlegt, was er sagt", polterte mein wie ein Schwamm voll Wein gesogener Großvater Manawel und schob im Kamin einen Holzkloben beiseite. Großmutter kam wieder herein und stellte uns den bis obenhin mit schwarzem Adesa gefüllten Krug auf den Tisch.

... Und auf einmal krabbelte aus dem vollen Weinkrug ein kleines, ganz winziges Teufelchen. So winzig, daß es auf einem Handteller hätte sitzen können. Für seinen kleinen Körper hatte es eine ziemlich große Nase, die wie eine Kartoffel mitten im tomatenroten Gesicht saß. Sein kahlhäutiges Körperchen schimmerte rosig und durchsichtig. Ich sehe näher hin und finde – es ist weder Weibchen noch Männchen. An jeder Hand hat es sieben Finger, wie viele Zehen an den Füßen, weiß ich nicht, denn es trägt kleine Holzpantöffelchen, die alles verdecken. Mein Großvater kann dieses Teufelchen nicht sehen, es ist nur mein eigenes kleines Teufelchen, das da von der Tülle des Weinkruges hüpft, sich auf den Rand meines Glases setzt und mir lachend vorschlägt:

„Du Enkel von Manawel, schenk mir deine Seele, und ich erzähl dir, wie sich alles in Wirklichkeit zugetragen hat." Sein Lachen klingt so freundlich, daß man nicht nur seine Seele, sondern noch den Leib dazu verkauft. Und betrunken war ich außerdem.

„Nimm sie hin, was soll ich damit!" lallte ich.

Und mein Teufelchen beginnt zu erzählen.

Die Gebrüder Schalikaschwili schleppten Manawel Zinzadse in den Wald und banden ihn an eine Eiche. Die Schalikaschwilis waren zu dritt: Prodon, Mamia und Kazia. Manawel Zinzadse hatte dem jüngsten der Brüder, Kazia, die ihm in der Wiege anverlobte Braut, Tinatin Nakaschidse, geraubt. Doch was heißt geraubt; bei einem Volksfest in Bachmaro hatte Tinatin Nakaschidse den feschen Reiter in seiner schwarzen Tschocha auf dem Pferd Schamil gesehen: Beim Rennen über fünf Werst jagte Manawel Zinzadse seinen schweißtriefenden Hengst als erster ins Ziel. Danach schoß er aus dem Galopp einen auf einen vier Sashen hohen Pfahl gestülpten Kristallpokal mit einem einzigen Pistolenschuß in Splitter, und schließlich klomm er unverdrossen, mit nacktem Oberkörper, einen eingefetteten drei Sashen hohen Tannenstamm hinauf. Er holte den Silberpokal von oben herunter, schritt durch die jubelnde Menschenmenge auf die wie die aufgehende Sonne schöne Tochter von Nakaschidse zu, beugte das Knie vor ihr, küßte den Saum ihres Kleides und reichte dem glücklich errötenden Mädchen die Trophäe.

Tinatin Nakaschidse war noch keine fünfzehn Jahre alt, Manawel Zinzadse war neunzehn und eine Pracht von einem Jüngling. Eine Woche später erhielt Manawel von Tinatin einen Brief: „Sieh, mein Liebster, unser Schicksal, diese Welt der Pein und Plage!

War das Licht auch noch so strahlend, seh ich nur die Nacht bei Tage.

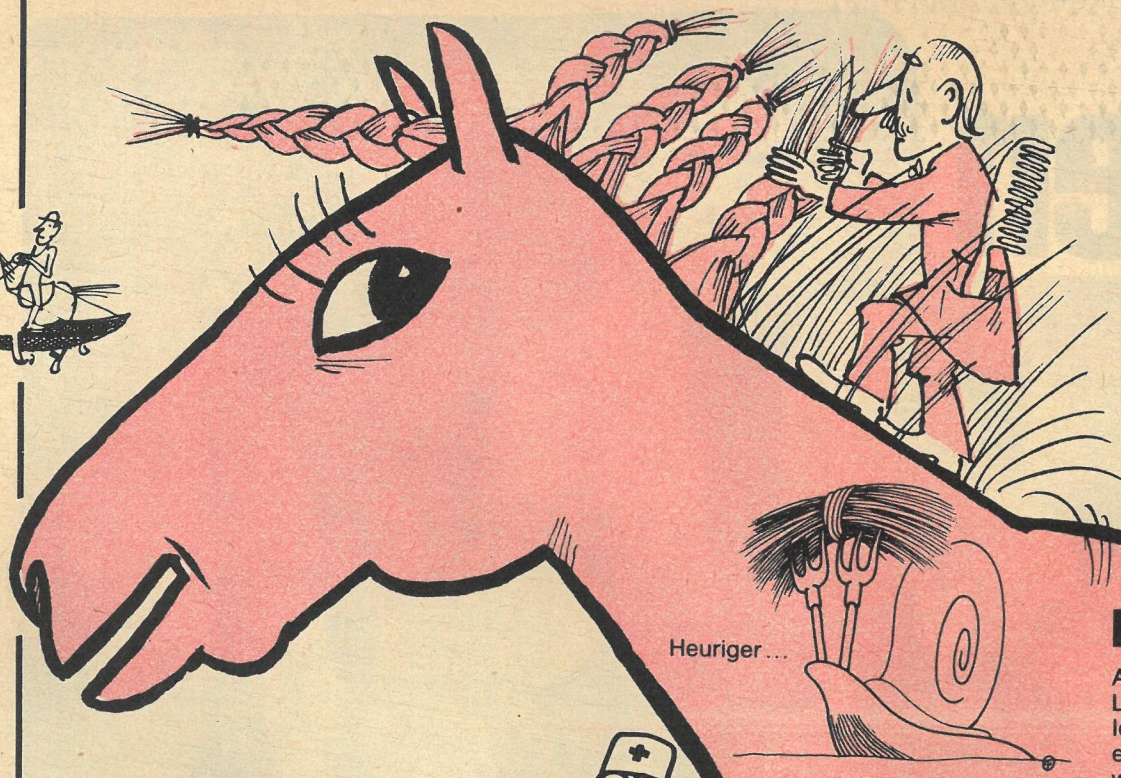
Alle Weisen, die das Leben kennen, führen drüber Klage. Oh, wie schwer ist das Alleinsein, das ich, fern von dir, ertrage!"*

Schrecken ergriff Manawel Zinzadse, doch dann frohlockte er, aß vor Jubel eine Handvoll Erde, erkühnte sich und schrieb Nakaschidses Tochter einen Antwortbrief:

„Und auf meine Augen legt ich der Geliebten teure Schrift. Schrieb zurück: ‚Oh wie dich, Luna, keine Sonne übertrifft! Was dir mißbehagt, erspar mir Gott, denn schlimmer wär's als Gift. Durch mein

Fortsetzung Seite 41

Mancher schließt erst den Stall, wenn der Gaul gestohlen ist.



Heuriger ...

Rösselsprung

Eine Anekdote darf nie zu Fuß gehen, sie muß sich zu Pferde setzen und im Galopp davoneilen.

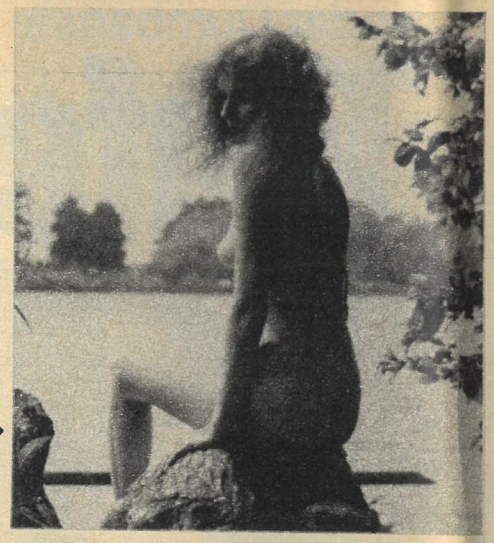
Börne

Der Dragoner, der keinen Schatz hat, liebt sein Pferd.

Claude Tillier

Ein Königreich für ein Seepferdchen!

Schmidt



Wer ein Pferd ohne Makel haben will, behelfe sich ohne Pferd.

Portugiesisch

Strelzow, Leningrad

Eine unsinnige Geschichte

A. Jazjalwitschus, Litauische SSR

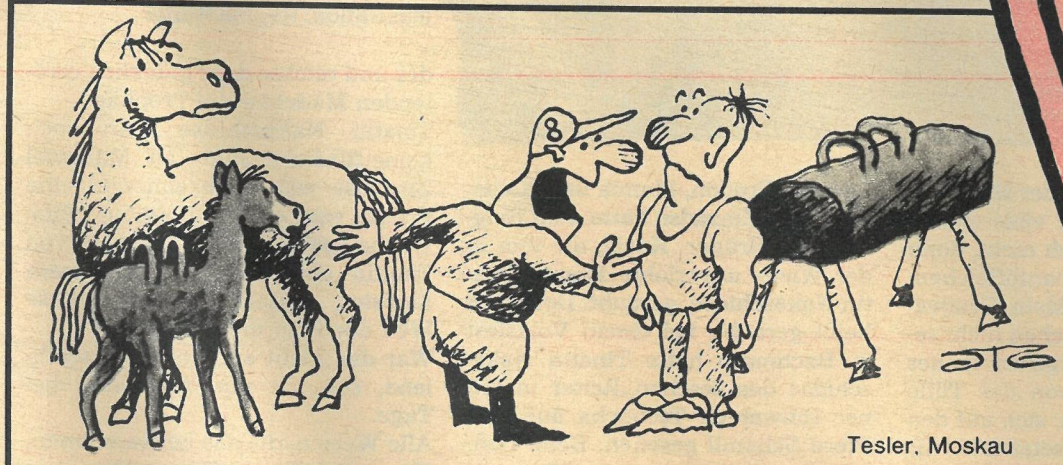
Ich sitze. Ich schreibe, es soll eine unsinnige Geschichte werden. Der Müllwagen ist vorgefahren, also bringe ich den Mülleimer hinunter. Der alten Frau aus dem dritten Stock repariere ich den Kinderwagen. Lege die schmutzige Wäsche zurecht, schalte das Bügeleisen ein. Wische Staub. Plätte die Wäsche. Setze mich wieder hin, um zu schreiben.

Die Uhr schlägt, es ist 17.30 Uhr. Bald kommt meine Frau nach Hause. Ich gehe in die Küche. Meine Frau wird müde sein, hungrig. Ich schäle Kartoffeln, reibe sie. Es soll Kartoffelpuffer geben.

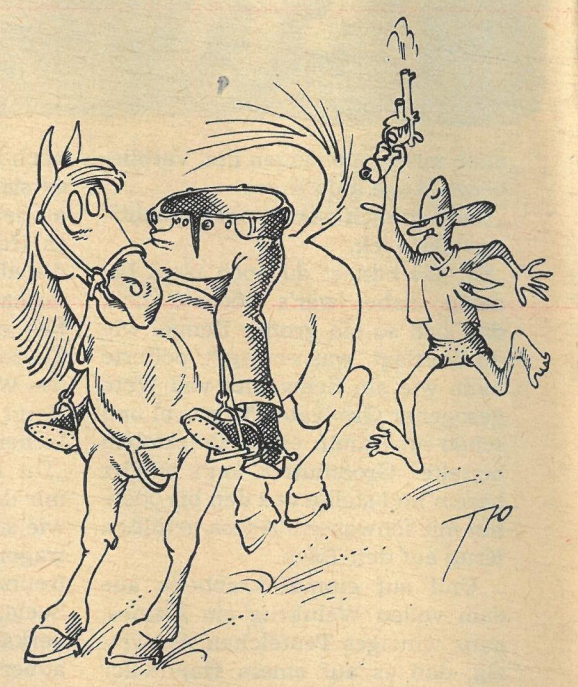
Ich gehe einkaufen, das Salz ist ausgegangen. Denke nicht daran, die Abendzeitung zu kaufen. Beeile mich, nach Hause zu kommen. Es klingelt. Sie ist gekommen, müde, hungrig. Sie zieht den Mantel aus, steckt die Füße in die Hausschuhe, setzt sich an den Fernseher, schaut sich ein Fußballspiel an.

Die Geschichte, die ich schreiben will – eilt. Die Kartoffelpuffer sind angebrannt. Meine Frau ist schlafen gegangen, ich decke sie vorsichtig zu. Ich schleiche mich ins Zimmer, ich will ja meine Geschichte schreiben!

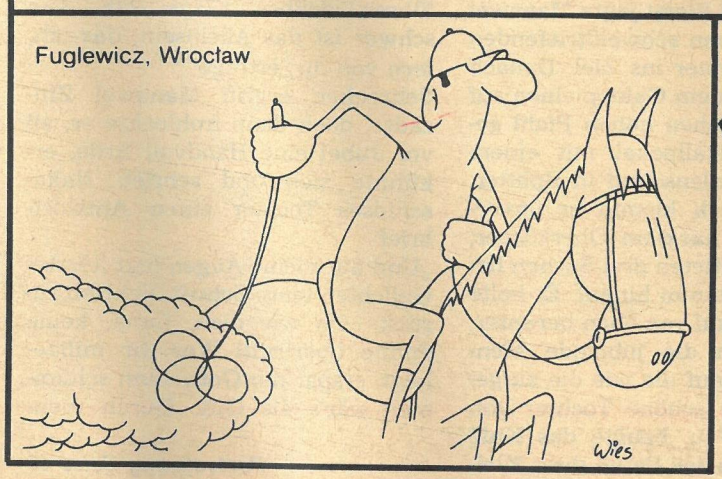
Ich schalte den Staubsauger ein. Ich sauge den Teppich. Wische Staub. Begieße die Blumen. Wische die Fußböden auf. Schalte den unnütz



Tesler, Moskau

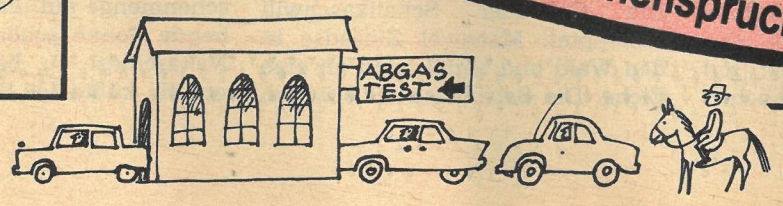


Tjunin, Moskau



Fuglewicz, Wrocław

2-Wochenspruch: Aufs hohe Pferd



Wer sein Huhn allein ißt, muß sein Pferd allein satteln.

An Meinen und Glauben bindet man kein Pferd fest. Auch ein kleines Pferd hat vier Beine.

Sattelfest

Im Sattel wirst du
groß, wächst du
heran –
Ist Kissen dir und
Bett, bist du ein
Mann.

Gamsatow

Ist der Kerl so stolz, daß er Sättel machen kann, was würde er dann erst tun, wenn er Gäule machen könnte?

Zincgre.

Einsamkeit ist keine schlechte Sache, bloß man darf sie nicht in Pferdedosen einnehmen.

Simonow

spielenden Fernseher aus. Weiche die Wäsche ein. Lese die Zeitung. Wasche. Hänge die Wäsche auf.
Ich setze mich, um zu schreiben! Ich muß unbedingt eine unsinnige kleine Erzählung verfassen. Am Mantel meiner Frau ist ein Knopf lose. Ich nähe ihn an. Ich putze ihre Schuhe. Taue den Kühlschrank ab. Mache Ordnung im Bücherschrank. Drehe das Fleisch durch den Wolf.
Ich setze mich an den Tisch, ich muß ja schreiben! Ich säubere die Badewanne. Der Kopf von der Souvenir-Matrjoschka ist ab – ich klebe ihn an. Ich stricke für meine Frau ein Mützchen. Die Uhr schlägt 23.30 Uhr. Ich höre mir den Wetterbericht an. Es soll kalt werden. Wenn nur die Gurken nicht erfrieren!
Doch jetzt muß ich schreiben! Der Redakteur wird staunen, ich werde ihm eine geniale Arbeit liefern. Es ist eine halbe Stunde nach Mitternacht. Ich stricke die Handschuhe für meine Frau fertig. Ich gehe schlafen.
Morgen werde ich mir bestimmt die unsinnige Geschichte ausdenken.
Aus dem Russischen von Kyra Reichardt

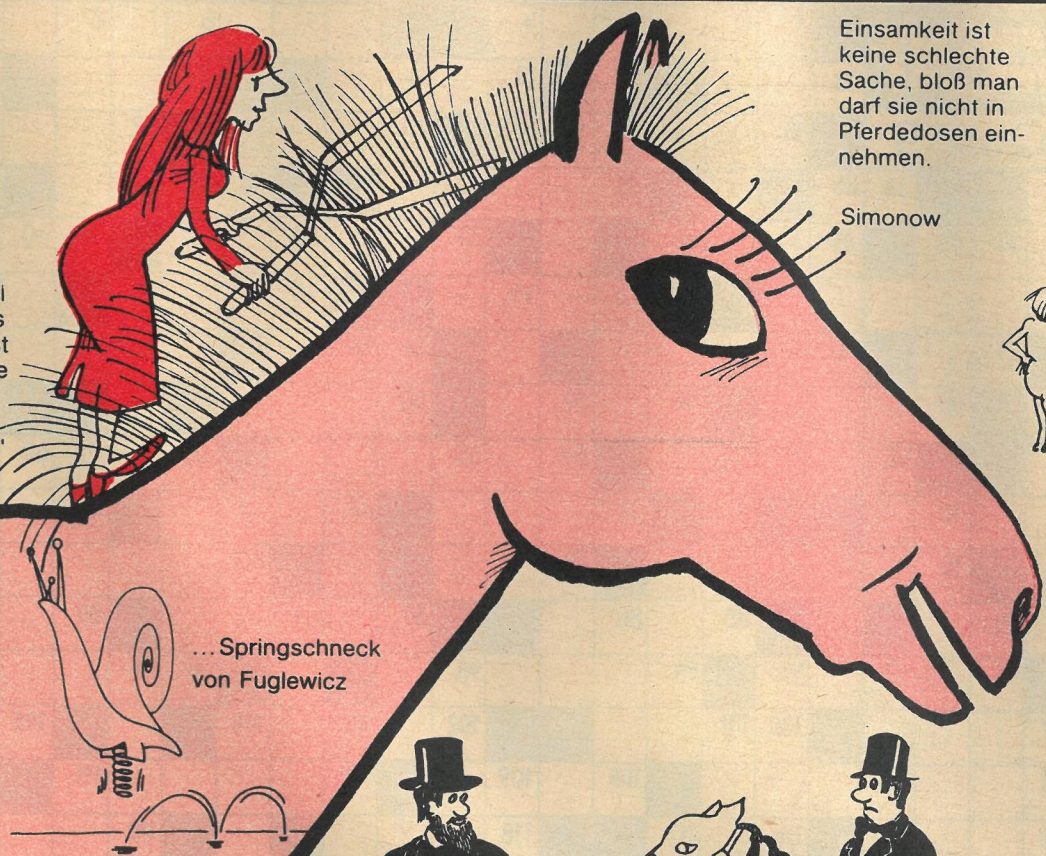
Wladimir Tendrjakow:

Zaumzeug

Ein gehorsames Pferd geht am Ende ohne Hufe.

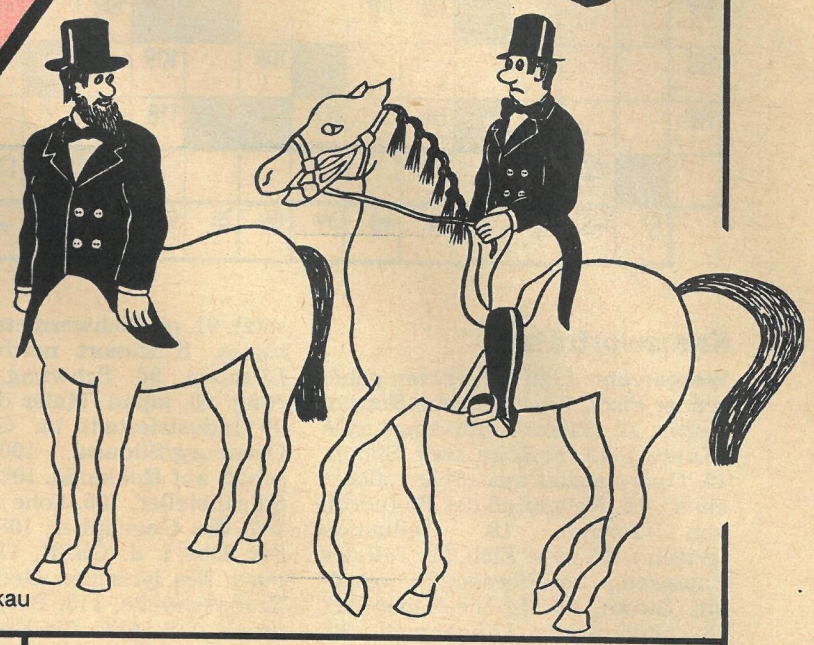
★

Ein schlechter Pflüger schiebt es auf den Gaul, wenn die Furche dann krumm gerät.

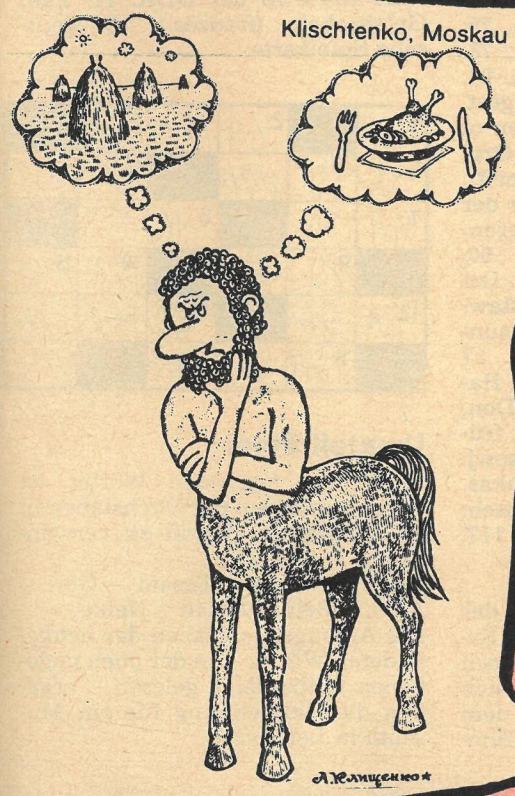


... Springschneck von Fuglewicz

Hast du die Mähne fahren lassen –
Am Schwanz hältst du dich nicht mehr fest.
Bulgarisch

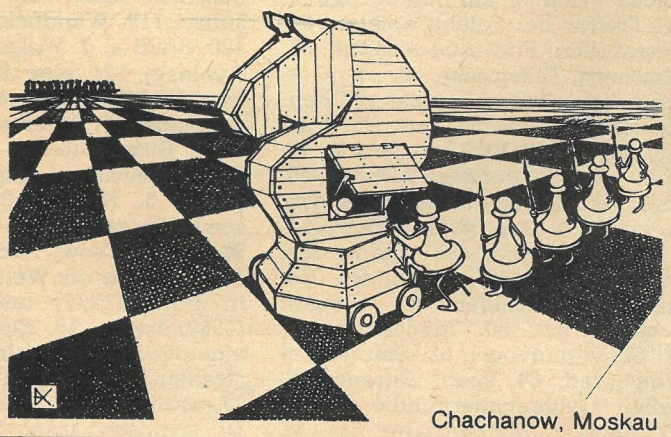


Dmitrijew, Moskau

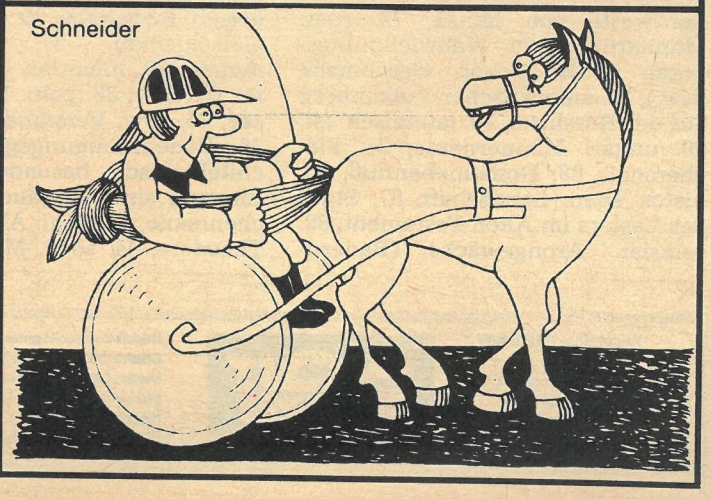


Klischtenko, Moskau

Nekrassow, Moskau



Chachanow, Moskau

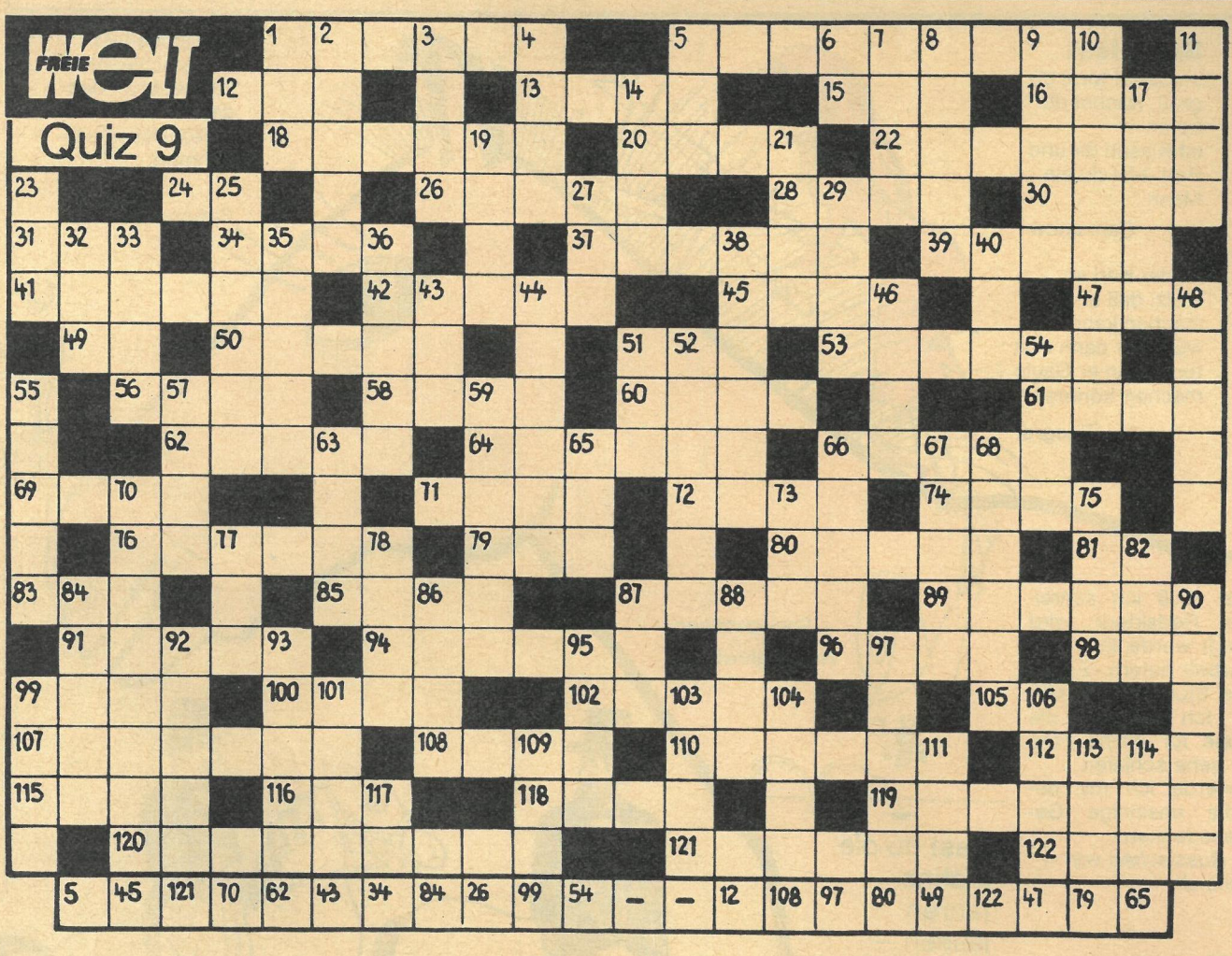


Schneider

setzt sich, wer nicht reiten kann.

Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Grafik: Martin Kotsch

Beschlägt der Held sein Pferd, hebt auch der Frosch sein Bein. Bulgarisch



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. zu den Stören gehörender Fisch, 5. sowjetische Kosmonautin, 12. Baikal-Amur-Magistrale (Kurzw.), 13. Fluß im südl. Sudan, 15. Operngestalt aus „Schneeflöckchen", 16. Nebenfluß des Po (nördl. von Torino), 18. Heilkunde (griech.), 20. svw. Elch, 22. Teil des Zaumzeugs bei Pferden, 24. westsibir. Strom, 26. Rhône-Nebenfluß, 28. altdänisches Längenmaß, 30. griech. Vorsilbe, auf Luft bezüglich, 31. Treffer bei Feldballspielen, 34. westafrikan. Fluß zum Atlantik, 37. Abschnitt, Teilstrecke, 39. Art, Gattung (französ.), 41. staatenbildendes Insekt, 42. Stockwerk, 45. Wärmespender, 47. Erfüllungsstand, 49. Abk. für Aktiengesellschaft, 50. eine der ältesten Getreidepflanzen, 51. englisch: Ohr, 53. längere Prosaerzählung (Mz.), 56. südfranzös. Bergbaustadt, 58. Autor des Romans „Die Bilder des Zeugen Schattmann", 60. Mädchenname, 61. Schwimmvogel, 62. Salzsee bei Wolgograd, 64. span. Anrede, 66. italien. Geigenbauerfamilie des 17. Jh., 69. russ. Männername, 71. Ort nordwestl. von Minsk, 72. russ. Männername, 74. Wahrnehmungsorgan (z. B. Gehör, Geschmack usw.), 76. antarktischer Vulkanberg auf der Rossinsel, 79. lateinisch: ist, 80. ungar. Männername, 81. Flächenmaß, 83. Donaunebenfluß, 85. histor. span. Landschaft, 87. Stadt des Lasters im Alten Testament, 89. ostasiat. Arongewächs (Badezusatz), 91. ein Schwermetall, 94. portugies. Küstenort nordwestl. von Lissabon, 96. Schwung, Begeisterung, 98. japan. Maler des 13. Jh., 99 Industriestadt im Gebiet von Orenburg/Südural, 100. Völkerschaft auf Hokkaido, 102. brasilian. Schriftsteller, 105. hohe Spielkarte, 107. das Gegenüber, 108. Stadt an der Elbe i. d. ČSSR, 110. strenge Form des lyrischen Gedichts, 112. Truppenspitze, 115. Berg bei Innsbruck, 116. Abk. für Kombinat industrielle Mast, 118. lateinisch: im Jahre, 119. Wandbekleidung (Mz.), 120. Stadt a. d. Wolga (südöstl. von Rybinsk), 121. eine Jahreszeit, 122. französ. Männername.

Senkrecht: 1. Meeres-Raubfisch, 2. ein Bittermittel, 3. indisches Frauengewand, 4. altgriech. Siegesgöttin, 5. Nebenfluß des Don, 5. sowj. Flugzeugtyp, 7. Fußteil, 8. Wohllaut, 9. sowj. Architekt, der die Pavillons für die Weltausstellungen in Paris (1937) und New York (1939) baute, 10. Schlagadern, 11. eine der Fidschiinseln östl. von Australien, 14. bestellte Gartenfläche, 17. alröm. Göttin der Feldfrüchte, 19. spanisch: Insel, 21. Gefäß, 23. griech. Buchstabe, 25. engl.-amerik. Getreidemaß, 27. Wendekommando, 29. inhaltlos, 32. Großmutter (Kosef.), 33. poln. Fluß zur Ostsee, 35. svw. Verstand, Scharfsinn, 36. Bodenreinigungsgerät, 38. architektonisch besonders betonter Eingang eines Gebäudes, 40. Mädchenname, 43. engl. Abkürzung für Theodore, 44. sowj. Meisterpianist, 46. Regel, Richtschnur, 48. Lebewesen (Mz.), 51. Titelgestalt einer Gotovac-Oper, 52. Schweizer Dorf im Tessin, beliebte Sommerfrische, 54. ablehnendes Wort, 55. Jugendbuch von Ludwig Renn, 57. Titelgestalt bei Shakespeare, 59. konzentrierte Lösung, 63. Fisch des Baikalsees, 65. französ. Schauspielerin, 66. Echsenart, 67. altindischer König (gest. 232 v. u. Z.), 68. Hauptstadt Albaniens, 70. wasserreichster Strom Sibiriens, 73. lateinisch: das Ich, 75. Bezeichnung, 77. Lebensbund, 78. Alpenhirt, 82. Bankenansturm, 84. litauisch-sowj. Dichterin (gest. 1945), 86. Abk. für Organization of African Trade Union Unity (Org. der afrikan. Gewerkschaftseinheit), 87. alttestamentar. Stammvater der Semiten, Sohn Noahs, 88. sagenhafte Gründerin Karthagos, 90. Alarmgerät, 92. Stufenfolge, 93. Ort nordöstl. von Pjatigorsk/Krai Stawropol, 95. Ackergrenze, 97. Zaunteil, 99. alröm. Dichter (gest. 17 u. Z.), 101. altägypt. Göttin, 103. Hafenstadt am Hauptarm des Don, 104. Quellfluß der Schilka, 106. früheres Holzraummaß, 109. sowj. Schachgroßmeister, 111. kaukas. Zupfinstrument, 113. französisch: Sommer, 114. engl. Zahlwort, 117. Abk. für Marxismus-Leninismus.

Von der „Königin der Blumen", der Rose, gibt es nach Meinung von Experten einige tausend Sorten. Doch nur sehr wenige davon eignen sich zur Herstellung von Rosenöl – dem in aller Welt begehrten Parfümgrundstoff –, das noch immer das teuerste ätherische Öl ist. Diese Tatsache wird verständlich, wenn man weiß, daß aus 40 Kilogramm Blütenblättern ganze 13 Gramm Rosenöl gewonnen werden. Es gibt nur zwei Länder, deren Rosenölproduktion von wirtschaftlicher Bedeutung ist. Die Namen dieser Staaten bilden die beiden Lösungswörter dieses Rätsels.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand) können Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis kommen.

Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Einsendeschluß ist der 19. September 1984 (Datum des Poststempels). Bitte die Marke Quiz 9 auf der Karte nicht vergessen! Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 21/1984 der FREIEN WELT.

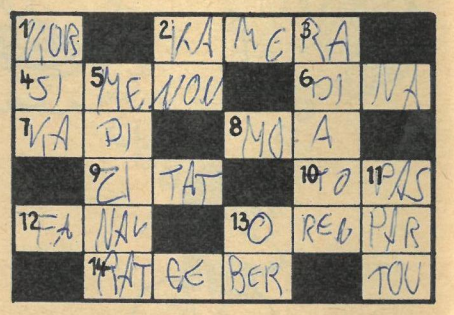
Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. Preis 25,– Mark

Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 2. Filmaufnahmegerät, 4. französ. Schriftsteller von Kriminalromanen, 6. sagenhafte Gründerin Karthagos, 7. islamischer Richter, 8. ausgestorbener Riesenvogel Neuseelands, 9. bekannter Ausspruch, 10. ein Halbedelstein, 12. Feuerzeichen, 13. nordspan. Provinzhauptstadt, 14. jemand, der helfende Hinweise gibt.

Senkrecht: 1. französ. Mittelmeerinsel, 2. Kettengesang, 3. Gliederheizkörper (Mz.), 5. Titel für verdienstvolle Ärzte in der DDR, 11. Paß, Geleitschein (französ.), 13. deutsche Spielkarte.



Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:

Lena – Norma – Sesam – Gori – Alter – Bela – Neige – Nelke

Die Anfangsbuchstaben der neugebildeten Wörter – in der oben gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben die Bezeichnung für ein Museum in Leningrad.

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

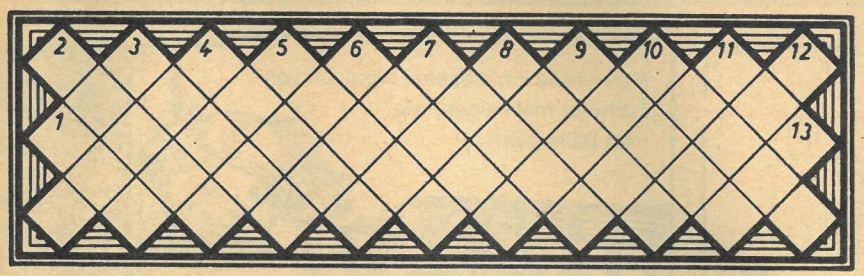
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure: Günter Bonow, Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche;
Redaktionssekretär:
Barbara Schablinski

Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund

Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb, Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



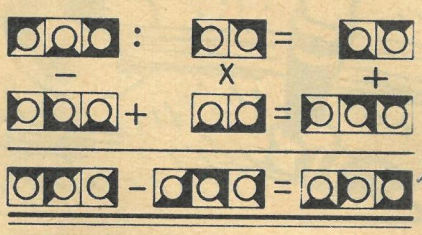
Schräge Reihen

Von der Zahl nach rechts unten: 1. altnord. Meeresgöttin, 2. blattartige Fläche zum Lenken von Schiffen und Booten, 3. Fechtwaffe, 4. ausgestochene Rasenstücke, 5. deutscher Komponist (gest. 1916), 6. Bettuch, 7. Tonkunst, 8. Gründer der Sowjetunion, 9. Ort und Flugplatz südöstl. von Denver/Colorado, 10. das „Heilige Buch" des Islams, 11. altengl. Bauernführer.

Von der Zahl nach links unten: 3. Tongeschlecht, 4. Stadt im NO Frankreichs, 5. Fischeier, 6. gegerbte Tierhaut, 7. Verdauungsorgan, 8. Dachöffnungen, 9. Zeitungsabonnent, 10. Pelzwerk, 11. lachenerregende Darstellungskunst, 12. Stadt in Oberitalien, 13. Fluß im südl. Kirgisien.

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Schach

Engländer in Baku

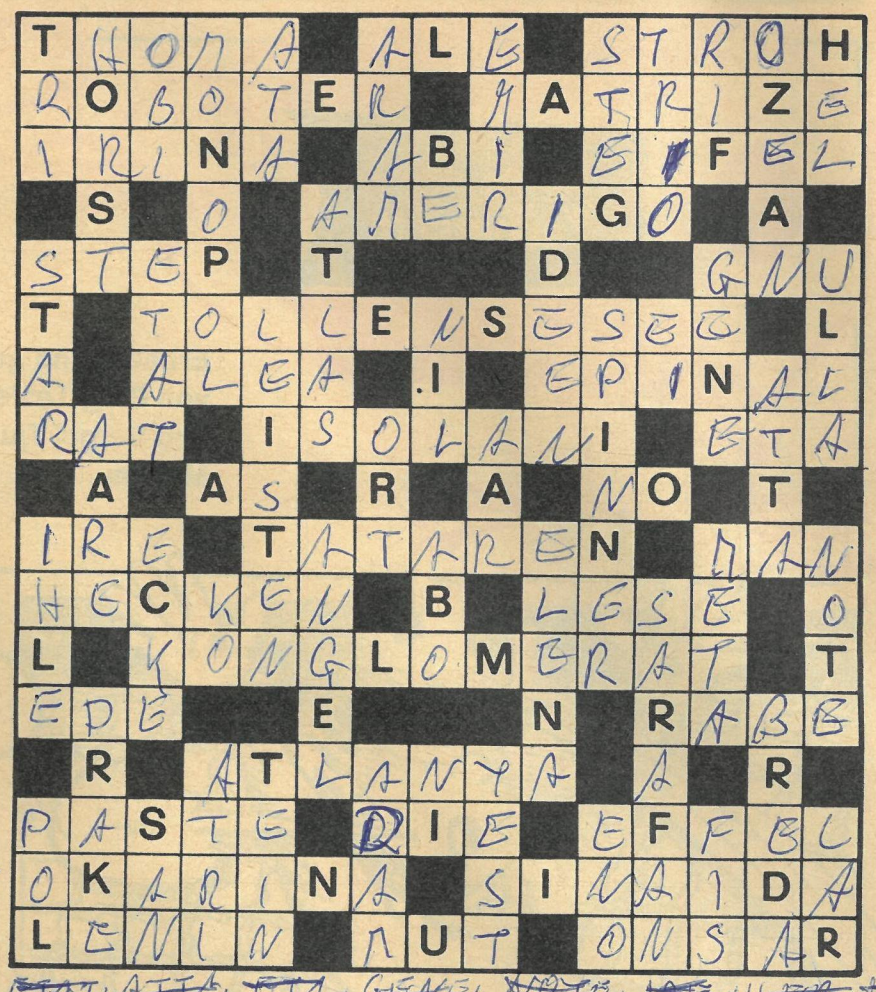
Es kommt selten vor, daß zwei Engländer in Aserbaidshans Hauptstadt einen „scharfen Sizilianer aufs Parkett legen". So geschehen beim Internationalen Schachturnier '84 in Baku. Der Sieger der folgenden Partie war auch der Turniergewinner – Nigel Short.

SIZILIANISCH, Short (England) – Speelman (England), Baku '84: **1. e4 c5 2. Sf3 d6 3. d4 Sf6 4. Sc3 cd 5.S:d4 g6 6. Le3 Lg7 7. f3 Sc6 8. Dd2 0-0 9. 0-0-0 d5 10. ed S:d5 11. S:c6 bc 12. Ld4 e5 13. Lc5 Le6!? 14. Se4 Tb8 15. c4 Te8 16. g4 Dc8 17. Sd6 Da6 18. b3 Sf6 19. S:e8 T:e8 20. g5 Sd7 21. Lb4 e4 22. fe Tb8 23. c5 Db7 24. Lc3 S:c5 25. L:g7 K:g7 26. Dc3+ Kg8 27. D:c5 L:b3 28. Td2 Lc4 29. Td8+! T:d8 30. L:c4 Dd7 31. De3 Schwarz gab auf.**

Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. Blattschneideameise, 2. Schweizer. Rheinnebenfluß, 3. Fischfanggerät, 4. Opern- und Konzertsänger der DDR, 5. mittelitalien. Küstenstadt a. d. Adria, 6. Vorname des Komponisten Chatschaturjan, 7. ein Scheuerpulver, 8. engl. Biersorte, 9. Arbeiter-und-Bauern-Inspektion (Abk.), 10. lateinisch: Würfel, 11. Wappenvogel, 12. Vorname des ital. Seefahrers Vespucci, nach dem später ein Erdteil benannt wurde, 13. Kartenwerk, 14. Abonnement (Abk.), 15. Spielkarte, 16. Hauptstadt des USA-Staates Georgia, 17. Berliner Ensemble (Abk.), 18. Stadt im SW der Niederlande, 19. engl. Seefahrer und Pirat im Dienst Königin Elisabeths I., 20. Kurzbezeichnung für eine Buchreihe des Verlages DAS NEUE BERLIN, 21. Teil des Rhein. Schiefergebirges, 22. Haushaltsplan, 23. Tierprodukt, 24. islam. Fürstentitel, 25. ostfranzös. Departementshauptstadt, 26. Zimmerwinkel, 27. griech. Buchstabe, 28. bulgar. Ort nordöstl. von Gabrovo, 29. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 30. japan. Maler des 13. Jh., 31. französ. Karikaturist, 32. musikal. Halbton, 33. Träger der Erbanlagen, 34. Antilopenart, 35. Greifvogelnest, 36. geschlossene Sträucherpflanzungen, 37. poln. Halbinsel, 38. russ. Mädchenname, 39. europ. Inselbewohner, 40. abgelaichter Hering, 41. Gestalt aus Schillers „Wallenstein", 42. Einfälle, Gedanken, 43. Fluß bei Saransk/Mordwin. ASSR, 44. Gemenge, Gemisch (latein.), 45. Niederschlag beim Boxen (Abk.), 46. Weinernte, 47. Holzmodell für die Schuhherstellung, 48. Begründer der Sowjetunion, 49. Langarmaffe, 50. Prägeform für den Schriftsatz, 51. ausschließliches Recht, Alleinbeherrschung (griech.), 52. engl. Insel, 53. Mädchenname, 54. Tapferkeit, 55. afrikan. Strom, 56. Schriftzeichen für den Ton, 57. chem. Zeichen für Nickel, 58. englisch: nein, 59. svw. Weltmeer, 60. Gürtel zum Kimono, 61. tönerne Schnabelflöte, 62. Ansiedlung, 63. cremeartige Masse, 64. Drehpunkt, 65. Standvogel, 66. helfender Hinweis, 67. nordafrikan. Küstengebirge, 68. svw. Maschinenmensch, 69. Singvogel, 70. die Halme ausgedroschenen Getreides, 71. Wisla-Nebenfluß, 72. Tanzschritt, 73. langer Leibchenrock der russ. Bäuerin, 74. Teil der Streichinstrumente, 75. russ. Mädchenname, 76. Schmetterlinge, deren Raupen sich einspinnen, 77. Binnengewässer bei Neubrandenburg, 78. russisch: drei, 79. Maler und Grafiker (1839–1924), 80. ein Alkaloid, 81. Musikstück für drei Instrumente, 82. Volk einer ASSR im Wolgaland, 83. Prüfversuch, 84. Mädchenname (Kurzf.).



Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist ein weiterer Buchstabe an gleicher Stelle hinzuzufügen, so daß andere Begriffe entstehen:

Taube – Bude – Ariel – Saat – Oder – Gier – Paste – Base – Wege

Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben den Namen eines russischen Architekten italienischer Herkunft (1700–1771).

Auflösungen aus Heft 17/1984

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 2. Matrjoschka, 9. Bert, 10. Akt, 11. Tel, 14. Rialto, 17. Sahne, 19. Alligator, 21. Elite, 22. Araber, 24. Zorn, 26. Sperre, 29. Eis, 31. Arate, 33. Winkler, 36. Ester, 39. Eisenbart, 42. Kap, 44. Plauen, 45. Romm, 46. Odessa, 48. Tha, 49. Nest, 50. Ulli, 52. Tete, 53. Alai, 55. Alge, 56. Agon, 59. Aul, 60. Gage, 63. Kaliber, 66. Genever, 68. Tri, 69. Arena, 71. Goa, 73. no, 74. Decke, 76. Trost, 77. Lu, 79. Eré, 80. Stoff, 83. Nas, 86. Stärken, 89. Annonce, 92. Sana, 93. EKO, 94. Taue, 95. Düne, 96. Atta, 97. Mari, 98. Alès, 100. Riga, 103. Arg, 104. Spuren, 106. Etat, 107. Eroika, 110. Eid, 111. Ohrenmaki, 114. Flora, 115. Atelier, 118. Hanum, 121. Ted, 122. Ernani, 126. Rind, 127. Razlog, 131. Kokon, 134. Realistik, 136. Anina, 137. Adrema, 138. Ree, 139. Sog, 140. Gier, 142. Wladiwostok.

Senkrecht: 1. Obraszow, 2. Abk. für Mister, 3. Atri, 4. Jalta, 5. Oktober, 6. Store, 7. Hase, 8. Athi, 12. Enter, 13. Lee, 15. iga, 16. Aare, 18. Alse, 20. Luren, 23. RST, 25. Nike, 27. Peer, 28. Err, 30. Slips, 31. Area, 32. Abbe, 34. Irade, 35. Esla, 37. Stratege, 38. Ermitage, 40. Null, 41. Antillen, 42. Kontakt, 43. PES, 47. Stani, 50. Ui, 51. Lauge, 54. Ale, 57. gar, 58. Oligozän, 61. Avicenna, 62. Erle, 64. Bratsk, 65. Ran, 67. Nadeln, 70. Rolf, 72. Os, 75. Er, 76. TASS, 78. Ufa, 81. Teenager, 82. Onkel, 84. Acu, 85. Seeland, 87. Tarantel, 88. Radiator, 90. Not, 91. Otaru, 96. As, 99. Egon, 101. Ire, 102. Geige, 104. Skat, 105. Paket, 108. Renn, 109. Imam, 112. Hahn, 113. Iler, 114. Fee, 116. Idiot, 117. Radekorn, 119. Air, 120. Urzedow, 123. Rhône, 124. Aton, 125. Mole, 128. Arasi, 129. Largo, 130. GIM, 131. Kar, 132. Kiew, 133. Nana, 135. Sago, 141. Ik.

Umstellrätsel: Binse, Ester, Tunnel, Eins, Inka, Gruben, Emil, Utah, Zelter, Erpel. – Beteigeuze.

Kreuzgitter, Waagerecht: Oblast (45), Ara (46), Suhl (56), Trakt (39), Domino (11), Ort (17), Laib (2), Gram (26), Nara (42), Rigel (60), Rune (12), Mai (47), Ibis (31), Boa (4), Stute (57), Este (20), Nota (1), Trent (5), Rue (36), Tube (55), Akt (23), Torr (40), Hanau (61), Aula (34), Aden (51), Rast (14), Pol (24), Rimini (59), Laden (21), Niet (27), Ter (52), Reseda (30).

Senkrecht: Orden (10), Lemur (6), Song (44), Aroma (18), rar (37), Akte (43), Ufa (3), Libelle (35), Oran (16), Lei (41), Arber (50), Arsen (13), Rist (25), Gnu (48), Ebert (7), Manet (9), Tatra (8), Tobol (58), Stau (19), Teheran (22), Ern (32), Ober (54), Art (15), Taler (29), Udine (62), Amiga (38), Spat (49), Nife (53), Sue (33), Ode (28).

Silbenrätsel: 1. Werkstatt, 2. Osiris, 3. Vitalität, 4. Irma, 5. Erker, 6. Lunik, 7. Libelle, 8. Inder, 9. Chassis, 10. Tintenfisch, 11. Itala, 12. Statut, 13. Tibet, 14. Isolde, 15. Salon. – „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten."

Buchstabentausch: Aktiv, Dora, Ton, Bali, Kiel, Egel, Dame. – Vanille.

Einer fehlt: (S)eile, (O)stern, (N)orden, (N)adel, (E)ger, (N)esse, (B)rille, (L)ast, (U)ran, (M)angel, (E)ster. – Sonnenblume.

Vom Kern zum Wort: 1. Neubauer, 2. Aberdeen, 3. Chilenen, 4. Harlekin, 5. Ibarruri, 6. Madrigal, 7. Obraszow, 8. Wandalen. – Nachimow.

Raten und Rechnen:

9088	:	32	=	284
–		×		+
1861	+	154	=	2015
7227	–	4928	=	2299

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

*

Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

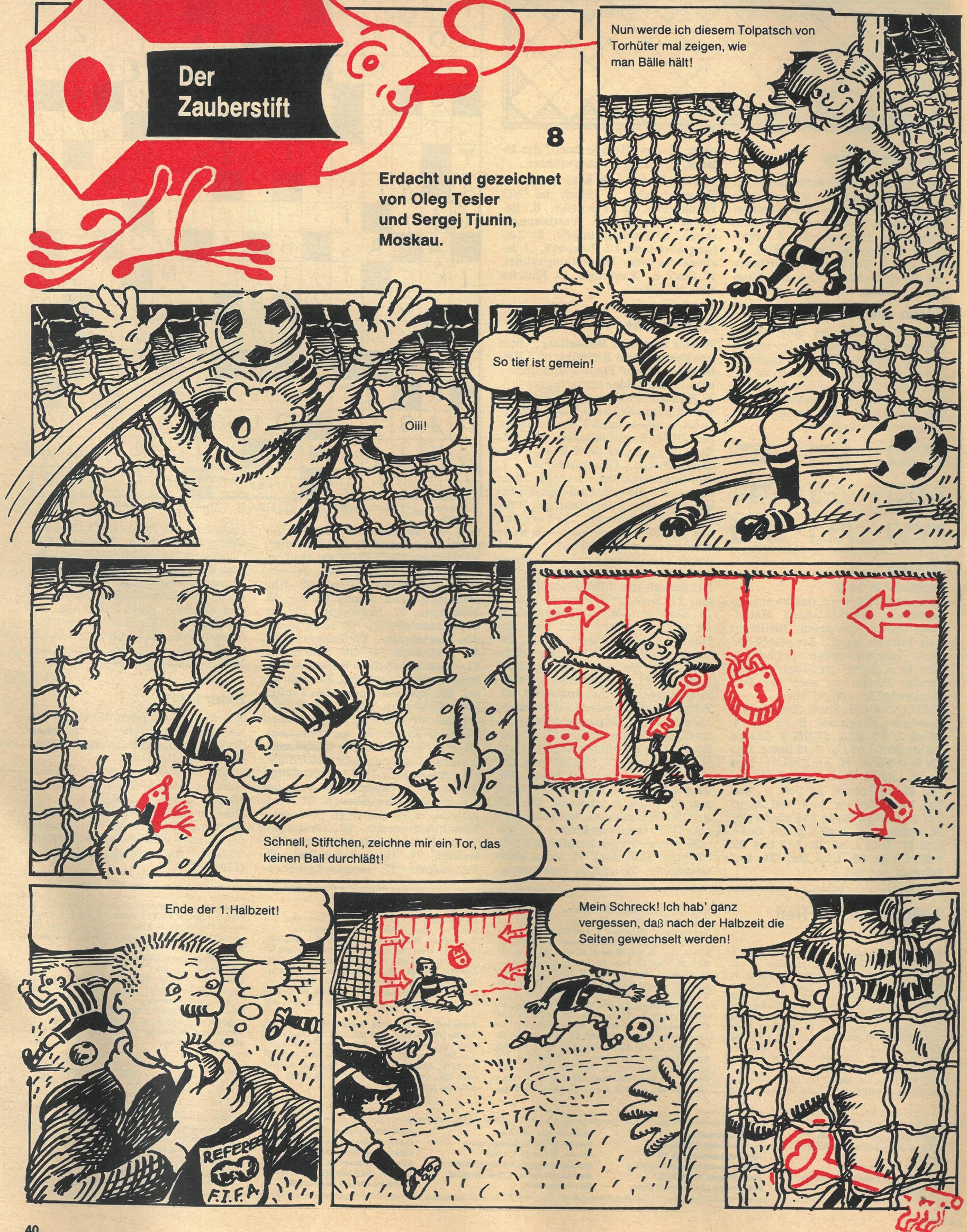
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 27 03 277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Der Zauberstift

8

Erdacht und gezeichnet von Oleg Tesler und Sergej Tjunin, Moskau.



Teufeleien

Fortsetzung von Seite 35

neues Leben wandel ich wie durch eines Traumlands Trift.““**

In der Nacht des vierzehnten Oktober, als der Mond aufging, kam Tinatin Nakaschidse zu der knorrigen Eiche an der Abbiegung zum Dorf Dshwarzma – sie kam aus Liebe und nicht durch Gewalt, aus eigenem freien Willen, nur mit einem Hemd bekleidet und barfuß. Manawel hüllte seine Liebste in einen schwarzen Filzumhang, hob sie auf sein ungesatteltes Pferd und machte, daß er fortkam…

Die drei Gebrüder Schalikaschwili verfolgten Manawel Zinzadse, der schoß auf alle drei. Die Schalikaschwilis feuerten auf Manawels Pferd, es stürzte, und bevor Manawel, der hintenüber zu Boden glitt, sich wieder erheben konnte, standen die drei über ihm.

Die Gebrüder Schalikaschwili schleppten Manawel Zinzadse in den Wald und banden ihn an eine Eiche.

„Los, du Erbärmlicher, zeig mir die Hand, mit der du Kazias Braut den Brief geschrieben hast!“ forderte der Älteste, Pridon.

Manawel hatte kein Gefühl in seinen nach hinten gebundenen Händen, sie waren taub von der Fessel. Da ging Pridon Schalikaschwili um den Baum herum und hackte mit dem Säbel ungerührt erst den Daumen, dann den Zeigefinger und endlich den Mittelfinger von Manawels rechter Hand. Das gestaute Blut schoß wie eine Fontäne hervor. Statt Schmerz empfand Manawel Erleichterung, und er stöhnte freudig auf.

„Halt dich nur tapfer!“ höhnte Pridon Schalikaschwili.

„Und jetzt zeig mir das Bein, mit dem du in die Familie der Nakaschidses eintreten wolltest, Manawel!“ sagte der mittlere Bruder Mamia und zog den Säbel aus der Scheide.

Manawel wurde schwarz vor Augen.

„Mach mich nicht zum Krüppel, Fürstensohn!“, bat er mit brüchiger Stimme.

„Hättest du nicht damals lieber ein Krüppel sein sollen, beim Pferderennen in Pachmaro?“ Mamia Schalikaschwili lachte und hieb den Säbel in Manawels rechten Unterschenkel. Manawel spürte, wie das Eisen den Knochen spaltete, und verlor das Bewußtsein.

„Bist du wieder bei dir?“ fragte schließlich der jüngste Bruder, Kazia, als Manawel die Augen aufschlug. „Dann zeig mir jetzt das Auge, welches du als erstes auf meine Braut Tinatin gerichtet hast…“ Manawel sträubten sich die Haare, und die Stimme versagte ihm. Kazia wartete ab, bis er die Sprache wiederfand.

„Was hab ich euch getan, nicht einmal Christus wurde so gepeinigt.“

„Zeig mir das Auge, du Jammerlappen…“

„Lösch mir nicht das Sonnenlicht aus, Kazia.“ Manawel wollte nicht weinen, aber die Tränen kamen ganz von allein.

Es half Manawel nichts, Kazia Schalikaschwili setzte die Säbelspitze an das rechte Augenlid und drückte langsam zu.

Männer aus Dshwarzma fanden den Verstümmelten am anderen Morgen im Wald, an den Baum gebunden.

Ein halbes Jahr stand Manawel Zinzadse nicht vom Bett auf. Während dieser Zeit entschlüpfte ihm kein einziges Wort, kein Stöhnen. Als er sich, halb zerhackt und mühsam die Beine schleppend, darauf wieder im Dorf zeigte, staunten die Leute und nannten ihn den „unsterblichen Manawel“. Dieser Beiname sollte ihm fest anhaften.

Ein Jahr später fanden die drüben in den Bergen wohnenden Tawberidses den toten Pridon Schalikaschwili in der Bärenschlucht. Sie fanden ihn, wie er mit großen, weitaufgerissenen Augen dalag. Keine Kugel hatte ihn getroffen, kein Säbel geritzt, sein Herz war vor Entsetzen stehengeblieben.

„Es ist wahr, ich habe um Mitternacht ein Brüllen in der Schlucht gehört, aber ich glaubte, das sei ein Bär“, sagte Lewarsi Tawberidse.

Wiederum ein Jahr später fand man Mamia Schalikaschwili im Roßbachtal, ein Säbelhieb hatte ihn von der Schulter bis zum Nabel gespalten. Es bestand kein Zweifel, daß der unsterbliche Manawel das Blut der Schalikaschwilis trank, daß er als einsamer Räuber in die Wälder gegangen war.

Den nach Rache für das Blut seiner Brüder dürstenden Kazia Schalikaschwili fanden Aufseher am Honigberg, eine Gewehrkugel hatte ihm die Stirn durchbohrt. Eben unter dieser Linde hatte das Vorn-wie-hinten-Teufelchen Manawel Zinzadse das rechte Auge ausgestochen.

Im Frühling des Jahres 1918 kehrte der unsterbliche Manawel aus den Wäldern zurück.

„Tinatin, Frau, bring uns doch noch einen Krug Adesa, die Kehle ist einem schon ganz trocken!“ rief Großvater meine Großmutter Tinatin. Großmutter brachte den Wein und setzte sich mit honigsüßem Lächeln neben Großvater.

Und wieder fängt Großvater mit seinen Teufelsgeschichten an. Er weiß nicht, daß ich mein eigenes Teufelchen habe. Es erzählt mir die wahren Begebenheiten. Als dann Mitternacht vorbei ist, krabbelt mein Teufelchen zurück in den Weinkrug, und wir alle, Großvater, Großmutter, sämtliche Teufel und ich, sinken am erloschenen Kamin in Schlaf.

Übertragen von Christiane Lichtenfeld, leicht gekürzt

* ** Schota Rustaweli, Der Recke im Tigerfell. Nachdichtung: Hugo Huppert

Foto: TASS/Sotin

Bildschönes Landhaus

Isaak Lewitan, Ilja Repin und Anton Tschechow gehörten zu den Gästen dieses Hauses, das vor 100 Jahren bei Wischny Wolotschok nördlich Moskaus für unbemittelte Kunststudenten erbaut wurde. Tschechow verarbeitete seine Impressionen zur Novelle „Das Haus mit dem Zwischenstock“, Lewitan malte hier den „Goldenen Herbst“, und so wie auf Repins „Landhaus der Kunstakademie“ sieht das Haus noch immer aus. Heute ist es Arbeits- und Erholungsstätte für sowjetische Künstler.

Lebensversicherung zugunsten von Kindern

Ich bin dafür!

Wir hoffen, Sie als Eltern auch. Durch eine Lebensversicherung zugunsten Ihres Kindes, die z.B. zur Berufsausbildung oder zur Hochzeit ausgezahlt wird, können Sie es beim Start ins Leben finanziell unterstützen.

Unsere Mitarbeiter beraten Sie gern ausführlich.

Heute schon an morgen denken - rechtzeitig versichern!

Der Hausherr im Weißen Haus zeigte sich irritiert, als ihm gemeldet wurde, daß in seinem Land der millionenfache Hunger umgehe. Doch er faßte sich schnell, nachdem er eine Kommission losgeschickt hatte, den Mißstand zu untersuchen. Sollte die Kommission mehr herausfinden, als schon bekannt war? Oder sollte sie die Gründe für den Hunger entdecken? Einen hat der Präsidentenberater Edwin Meese herausgefunden: Das kostenlose Essen ziehe die Nichtstuer zu den Suppenküchen und nicht der Hunger.
In seiner Botschaft zur Lage der Nation sagte der Präsident: „Ich freue mich, Ihnen berichten zu können, daß Amerika heute viel besser dasteht, und es besteht guter Grund zu der Annahme, daß es auch künftig Verbesserungen geben wird."

Das Kabinett der „fetten Kater"

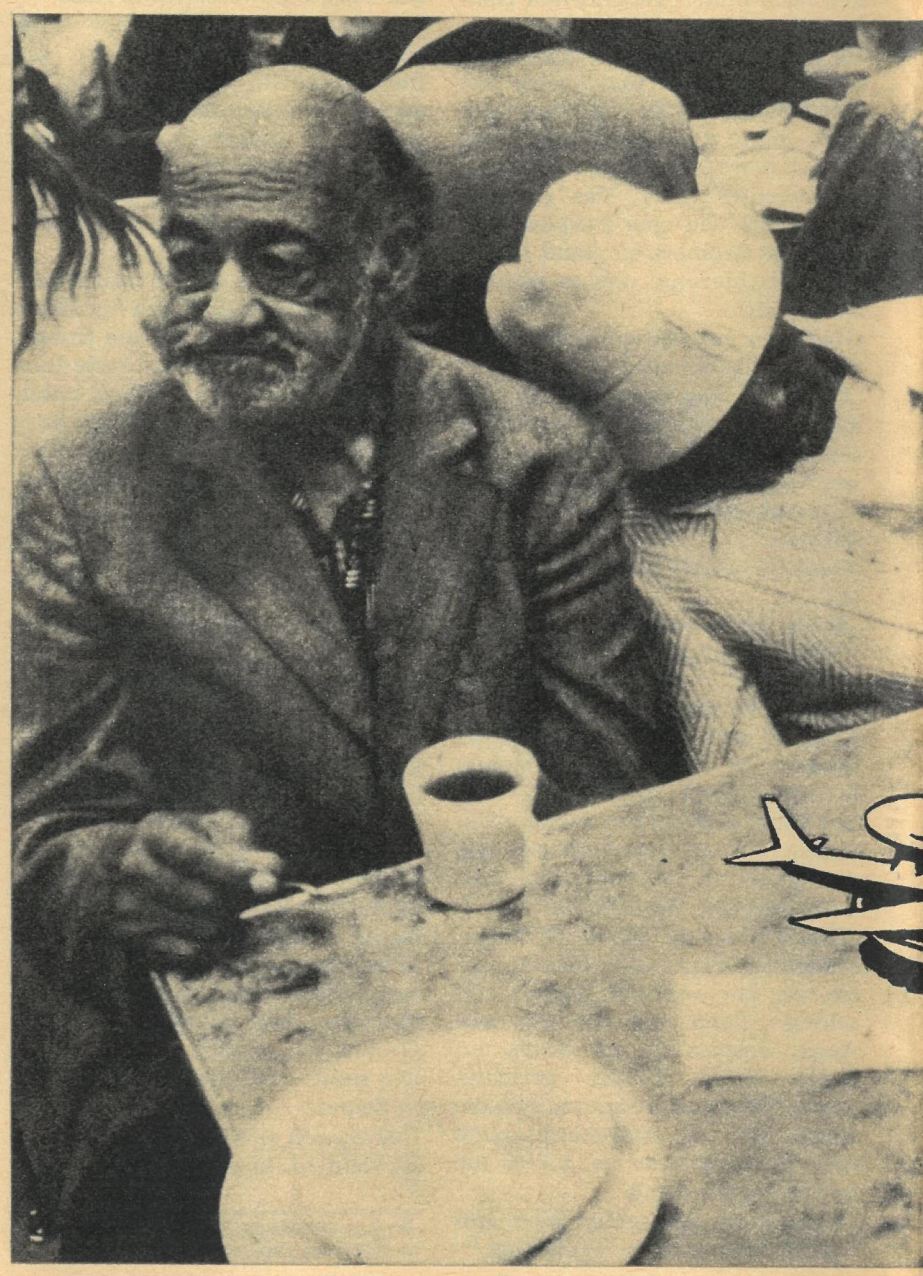
Mit den Verbesserungen meinte er den leichten Konjunkturaufwind. Diese Brise erfrischt wohl manches welkende Unternehmen und füllt die Segel auf der Fahrt zum höheren Profit. Die Regierung hat sich jedoch offensichtlich damit abgefunden, mit millionenfacher Arbeitslosigkeit, der hohen Staatsverschuldung, der zunehmenden Verelendung von 35 Millionen Amerikanern weiterhin zu leben. Allen emphatischen Verlautbarungen über Aufwärtsschwünge stehen steigende Zahlen der Menschen gegenüber, die in den Krisensog gezogen werden. Inserate wie „Niere zu verkaufen" hat die Konjunktur, deren baldiges Erlahmen schon heute prognostiziert wird, aus den Zeitungen nicht weggeblasen. Der Arbeitslose Jeff Nicoll bot seine Niere feil, den einzigen Wert, den er zu bieten hatte, um mit dem Erlös seine kranke Frau zu retten. Er ist einer von jenen Millionen Arbeitslosen und Unterbeschäftigten in den USA, denen der Sprecher der Demokraten im Repräsentantenhaus Thomas P. O'Neill seine Stimme lieh, als er den Präsidenten anklagte, mit seiner Politik die Reichen reicher und die Armen ärmer gemacht zu haben.
Reagan hatte in seiner Botschaft zur Lage der Nation auch eine „Alternative" anzubieten namens Carlos Perez, der mit 27 Dollar und dem Traum vom Reichtum ein erfolgreiches Importunternehmen aufgebaut habe. Das sind die Helden der achtziger Jahre, rief der Präsident dem Kongreß zu. Nach welchen Rezepten sollten die Hungernden und Arbeitslosen zu Helden der achtziger Jahre werden und ihren Traum von Glück und Wohlstand realisieren? Im präsidialen Sprachgebrauch heißt es: durch Phatansie und Mut zur Entscheidung, durch amerikanischen Pioniergeist, doch gemeint ist das kapitalistische Wolfsgesetz der rücksichtslosen Ellenbogenfreiheit, mit dem der eine oder andere den Weg sich freischlägt.
Den Titel „Präsident der Reichen" hat Reagan mehr als verdient; allein die „Kalifornische Mafia" – in oder hinter der Regierung stehend – ist nicht mit Gold aufzuwiegen. Der Vorschlag des namhaften Journalisten Jack Anderson, das „Kabinett der Millionäre", auch „Kabinett der fetten Kater" genannt, sollte die Ministergehälter, die, obgleich sehr hoch, im Vergleich zu den in ihren Händen befindlichen Aktienpaketen lächerlich anmuten, auf ein Konto für Bedürftige einzahlen, ist nicht allzu ernst gemeint. Diese Art der Umverteilung würde nicht viel einbringen. Eine andere wäre notwendig, aber daß sie nicht zustande kommt, dafür sorgen die „fetten Kater", indem sie den Nationalreichtum bestimmten Monopolgruppen zuschanzen.
Vor nicht allzu langer Zeit brachte die „Newsweek" eine Reportage unter dem Titel „Der Verfall Amerikas". Obgleich hier weder etwas über die Hungernden noch über die Arbeits- und Obdachlosen geschrieben stand und Themen wie Kriminalität und Rauschgiftsucht ausgespart wurden, brachte der Bericht eines zum Ausdruck: Die Politik der Regierung zehrt das Land aus. So wurde über den Verfall der nationalen und sozialen Infrastruktur berichtet. Straßen, Brücken, Kanalisationsanlagen, Trinkwassersysteme, Schienen- und Massentransport verkümmern. Städte versinken in Trümmern und Schutt. Wo ist das Geld, Brücken zu erneuern, Trinkwasser aufzubereiten, die Kanalisation zu erweitern?

Das Pumpgenie

Das Geld geht andere Wege. In der Budgetvorlage des Präsidenten vor allem macht es von sich reden. So auch im Haushaltsjahr 1985, es beginnt mit dem 1. Oktober 1984, in Höhe von 925,5 Milliarden Dollar. Davon sind 180,365 Milliarden gepumpt von den Banken, um die enormen Rüstungslasten tragen zu können. Wie geschieht das? Die internationale Finanzoligarchie – von Lenin als die parasitärste imperialistische Machtkonzentration charakterisiert – läßt ihre Kapitalien dorthin wandern, wo durch hohen Zinssatz Maximalprofit garantiert wird. Die Hochzinspolitik des Staates USA mit einem zweistelligen Zinssatz zieht das Kapital magisch an – sehr zum Ärger der Bündnispartner. Denn auf diese Weise entzieht es sich in der BRD, in England, in Italien und anderen kapitalistischen Ländern den notwendigen Investitionen für die eigene krisengeschüttelte Industrie. Die SPD-Zeitung „Vorwärts" schreibt dazu: „An sich können sich die USA diese gigantische Aufrüstung gar nicht leisten", und fährt fort, daß auch die BRD sie mitfinanziert, „was den meisten von uns gar nicht so recht bewußt ist, und zwar über das hohe Zinsniveau der USA."
Die Werktätigen dieser kapitalistischen Länder, die letztendlich diese Milliarden geschaffen haben, werden somit ungewollt zu Finanziers einer Institution, die das Wettrüsten anheizt: des Pentagon. 280,5 Milliarden erhält es vom Staat, und sein Chef Caspar Weinberger hat deutlich gemacht, daß er an diesem Etat keine Kürzungen zulassen wird, um die hohe Staatsverschuldung abzubauen, die durch die Anleihen bei den Banken entstanden ist. So werden 40 Milliarden dem Sozialbudget entzogen, nachdem im laufenden Haushaltsjahr schon mehr als 35 Milliarden gestrichen wurden. Besagter „Vorwärts" stellt fest: „Die Auftragsbücher der amerikanischen Rüstungskonzerne sind auf Jahre hinaus gefüllt, die Gewinne, die dabei anfallen, sind atemberaubend..."

Der Griff ins Staatssäckel

Das Kernstück des militärisch-industriellen Komplexes, die Rüstungsmonopole, hüllen sich in Schweigen, wenn es um die Offenlegung ihrer Kapitalien und des Profits geht. Den Vorwurf, eine der größten und parasitärsten Kapitalvernichtung zu betreiben, weisen die Rüstungsmanager entrüstet zurück und preisen euphorisch die Rüstung als Arbeitsplatzbeschafferin und die Rüstungsforschung als Vorreiterin neuer Technologien. Da die Rüstung Unsummen der konsumtiven Produktion entzieht, ist es, als würde man das Geld ins Wasser schmeißen, wie Marx es ausdrückte. Auch die genannten Argumente für die Waffenproduktion sind fadenscheinig und abgegriffen. Wenn auch die moderne Rüstungsforschung und -technologie neue hochspezialisierte Arbeitsplätze, insbesondere im Zentrum des militärisch-industriellen Komplexes, in Kalifornien und Texas, geschaffen hat, so steht diese Zunahme in keinem Verhältnis zur Vernichtung von Arbeitsplätzen im zivilen Bereich, weil die Investitionskredite für die Ausweitung der Produktion zu teuer sind. Auch das zweite Argument, daß die Wehrtechnik Schrittmacher für den gesamten technischen und technologischen Bereich sei, ist längst widerlegt. Selbst die USA-Regierung mußte schon vor Jahren zugeben: „Die direkte zivile Anwendung von Ergebnissen der Verteidigungs- und Raumforschung ist sehr klein im Vergleich zu den Investitionen in die Verteidigungs- und Raumforschung. Das zivile Nebenprodukt wird künftig immer kleiner."
Was aber macht die Rüstungsindu-



Tischlein deck dich

und Knüppel aus dem Sack

strie so profitabel? Im Unterschied zur Industrie im zivilen Sektor arbeitet eine Rüstungsfirma mit geringem Eigenkapital. Der Staat ist Kunde und Finanzier. Von der Reißbrettzeichnung bis zur Vollendung einer Waffe oder eines Waffenträgers greifen die Rüstungsproduzenten in das Staatssäckel und übertreffen so völlig risikofrei jenen Profit, der in der zivilen Industrie möglich ist, um das Zwei- bis Vierfache. Bei dieser Praxis stehen Sparsamkeit und Effektivität hintenan. Dieses an sich schon recht einträgliche Verfahren wird noch ausgeweitet durch „Kalkulationsfehler", die den Kostenaufwand einer Waffe vervielfachen. Untersuchungen einer Kommission haben vor Jahren den sensationellen Befund erbracht, daß eine simple Elektroschaltung, die auch in Haushalten verwendet wird, in U-Booten oder Flugzeugen fünf- bis zehnmal soviel kostet.

Hat schon dieser Weg bis zur Auslieferung einer Waffe oder eines Waffenträgers den Steuerzahler Unsummen gekostet, so ist das erst der Anfang. Die ungeheure Konzentration der Rüstungsforschung – fast siebzig Prozent der Gelder, die in den USA für Forschungsvorhaben ausgegeben werden, laufen über das Pentagon – schafft in immer kürzeren Abständen neue Waffen, läßt die soeben in Dienst gestellten Rüstungsgüter moralisch schnell veralten. Die Rüstungslobby in der Regierung und im Pentagon sorgt dafür, daß die Nachfrage nicht erlahmt.

An den Hebeln der Macht

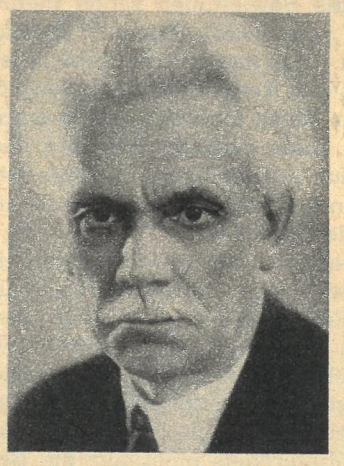
Der militärisch-industrielle Komplex ist mehr als nur ein Block der Rüstungsfirmen, er ist eine untrennbare Verflechtung ökonomischer, politischer und militärischer Bereiche und Zentralen, ihm unterstehen riesige Forschungslabors, ideologische „Denkfabriken", Anwaltsfirmen, Lobbyisten im Kongreß, Senat und Massenmedien. Die Rüstung und all die Instanzen und Einzelpersonen, die von ihr leben, werden täglich mit fast 700 Millionen Dollar gefüttert. Die Macht dieses riesenhaften Parasiten scheint unbegrenzt, er sitzt an den Hebeln. Bedient er sie, so tönt es durch das Land, daß die „sowjetische Bedrohung" zugenommen und die amerikanischen „Waffenlücken" klaffen. Eine neue Rüstungswelle ist dann in Vorbereitung. Als das Geschrei in den sechziger Jahren über die „Raketenlücke" allgewaltig anschwoll, beriet sich Präsident Kennedy mit seinem Verteidigungsminister McNamara und erfuhr, daß von einer „Raketenlücke" nicht die Rede sein könne. Im Gegenteil, das Übergewicht der amerikanischen Interkontinentalraketen war erdrükkend. Folgender Dialog ist überliefert. Kennedy: „Aber warum müssen wir Riesensummen ausgeben, um 900 Raketen zu haben, wenn wir die Sowjetunion schon mehrfach vernichten können?" McNamara: „Das eigentliche Problem ist nicht der Konflikt mit der Sowjetunion. Wenn ich 900 Raketen empfehle, dann deshalb, weil dies das absolut notwendige Minimum ist, um mit unserem Generalstab in Frieden zu leben."

McNamara wies auf eine entscheidende Gruppe im militärisch-industriellen Komplex hin: auf den Joint Chiefs of Staff (Vereinigte Stabchefs der Streitkräfte). Die oberste Generalität war und ist fest eingebunden in ein System, in dem die Militärchefs nicht nur die Bezieher modernster Waffen sind und in der Lobby mitreden, sondern als „Fachleute" auch nahtlos nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst in die Chefetagen der Rüstungsfirmen oder ihnen angeschlossenen Institutionen aufrükken. Die Karriere des Generals und ehemaligen Außenministers Haig ist ein Bilderbuchbeispiel. Als der NATO-Oberbefehlshaber ausschied, übernahm er den Posten eines Präsidenten im Rüstungsunternehmen United Technologies Corporation. Nach seinem kurzen Zwischenspiel als Außenminister übernahm er den Posten wiederum und die Vorstandssitze einiger anderer Firmen, so auch in der Spielfilmbranche.

Die Macht des militärisch-industriellen Komplexes und seine stets wachsende Durchdringung aller staatlichen Schalthebel war noch nie so groß wie heute. Er schafft mehr Armut und Arbeitslosigkeit, entzieht der zivilen Industrie die notwendigen Forschungskapazitäten und Gelder, legt die Hand auf Kapitalien, die die Städte, die Umwelt, den Verkehr, die Infrastruktur sanieren und Millionen neue Arbeitsplätze schaffen könnten. Nun sollen Unsummen die Weltraumrüstung hochpeitschen. Er militarisiert die Wirtschaft und das soziale Zusammenleben, hält Armee, Polizei, Geheimdienste und die Schnelle Eingreiftruppe in ständiger Alarmbereitschaft, produziert tödliche Militärdoktrinen, stiehlt den Entwicklungsländern Rohstoffe, stürzt sie in finanzielle Verelendung und bedroht sie. Während politische Beobachter vor der Machtfülle des militärisch-industriellen Komplexes und der alles durchdringenden Militarisierung jeglicher Lebensbereiche in den USA warnen, macht der Herr des Weißen Hauses schauerliche „Witze": Er habe ein Gesetz erlassen, die Sowjetunion auszulöschen, in fünf Minuten erfolge das Bombardement. Wenn ein Präsident des mächtigsten imperialistischen Staates Äußerungen über die Lippen bringt, die einem das Blut gefrieren lassen, so zeigt das, wie tief verwurzelt dort das militaristische Hegemonie-Denken, der lebensbedrohliche Antisowjetismus ist.

Hans Bergmann

Collage: Reiner Schwalme

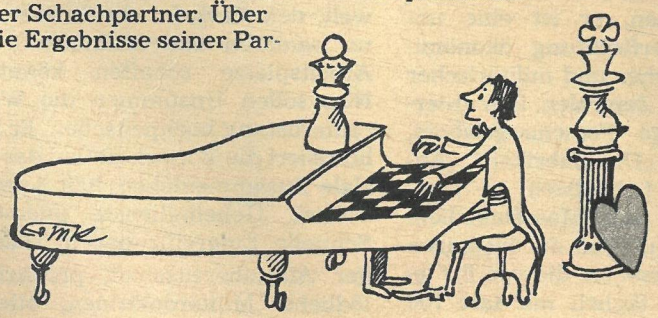


SCHACH-GESCHICHTEN

Heiße Liebe – ein Leben lang

Alexander Borissowitsch Goldenweiser (1875–1961)

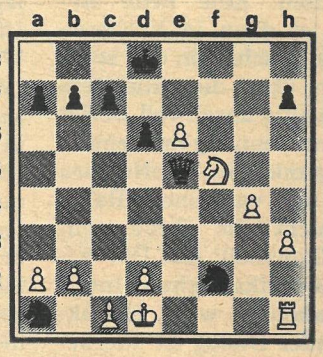
Am Sonnabend, dem 25. November 1961, nahm Alexander Goldenweiser wie üblich am Abend eine Eintragung in sein Tagebuch vor: „Wir kamen um ein Uhr mittags hier (auf der Datsche) an. Wir gingen spazieren, ruhten, ich spielte ein wenig Schach. Ich fühle mich nicht schlecht." Tags darauf machte ein Herzanfall dem Leben des großen Pianisten ein Ende. Ich erinnere mich an seine Konzerte im Kleinen Saal des Moskauer Konservatoriums. Kein anderer sowjetischer Pianist hatte ein so treues, so begeistertes Publikum. Kein anderer auch war als Pädagoge – er war Professor und über viele Jahre Direktor des Moskauer Konservatoriums – so beliebt, so geachtet. Diesen begnadeten Künstler verband nach seinen eigenen Worten „eine heiße Liebe" mit dem Schachspiel. Während der letzten 15 Lebensjahre Lew Tolstois war er dessen ständiger Schachpartner. Über die Ergebnisse seiner Partien führte er sorgfältig Buch. So wissen wir, daß zu seinen Partnern Tanejew, Skrjabin, Rachmaninow, Schaljapin, Glier und Prokofjew gehörten – Goldenweiser wies mit Stolz darauf hin, wie breit „die Furche ist, die der Schachpflug durch das Feld der russischen Musikkultur gezogen hat". In seinen Notizbüchern sind auch die Namen großer Schachspieler seiner Zeit verzeichnet. Mit Großmeister Ossip Bernstein spielte Goldenweiser viele Partien. Gegen Michail Tschigorin, Emanuel Lasker und Alexander Aljechin konnte er in Simultankämpfen der Großmeister Siege erringen, gegen José Raoul Capablanca und Michail Botwinnik remis spielen. Außerdem saß er bei jedem großen Schachturnier in Moskau im Zuschauersaal. Die folgende Partie aus einer Simultanvorstellung Tschigorins im Jahre 1900 zeigt Alexander Goldenweisers Spielstärke.



Königsgambit

Weiß: Tschigorin – Schwarz: Goldenweiser

1. e4 e5. 2. Lc4 Sc6 3. f4 Lc5 4. Sf3 d6 5. Sc3 Lg4 6. h3 L:f3 7. D:f3 Sd4 8. Dg3 (Tschigorins bevorzugter Angriffsplan in dieser Variante, der ihm viele glänzende Siege einbrachte, u. a. gegen Pillsburry in Hastings 1895. Die Annahme des Qualitätsopfers, zu der Goldenweiser sich entschließt, gilt als riskant für Schwarz, freilich wegen einer Antwort, die die Theoretiker erst später fanden: 10. fe! mit der Drohung 11. Tf1) **8. ... S:c2+ 9. Kd1 S:a1 10. D:g7 Df6 11. L:f7+ D:f7!** (Damit hatte Tschigorin offensichtlich nicht gerechnet. Der Textzug widerlegt den weißen Angriffsplan) **12. D:h8 Ld4 13. Sb5 0–0–0 14. S:d4 Sf6 15. D:d8+ K:d8 16. fe S:e4 17. e6 Dh5+ 18. g4 De5 19. Sf5 Sf2 matt** (siehe Diagramm). *Heinz Stern*



Nächste Folge: Dr. Emanuel Lasker – spielt für die UdSSR

SUCHAKTION FREIE WELT ICH WAR DABEI

Wiedererkannt

Fünfzehn historische Fotos veröffentlichte FREIE WELT im Heft 8/84, die wichtige Ereignisse aus 35 Jahren DDR-Geschichte markieren. Wer erkennt sich selbst, Verwandte, Freunde und Bekannte darauf wieder, hatten wir unsere Leser gefragt. Zahlreiche Briefe erhielten wir zu dieser Suchaktion in unserem Jubiläumsjahr. Zum Foto links aus dem Jahre 1978 – Krippenkinder begrüßen Erich Honecker in Berlin-Marzahn – schrieb uns Sylvia Witte: „Das ist mein Sohn Randy und links neben ihm seine Erzieherin, Tante Edda. Fast sechs Jahre ist es nun her, daß er vom Genossen Erich Honecker vor seiner Krippe in der Marchwitzastraße einen Blumenstrauß bekam. Wir haben selbst eine Originalaufnahme von dieser Szene." Familie Witte ist inzwischen in eine größere Neubauwohnung in einen anderen Berliner Stadtbezirk gezogen. Randy hat jetzt zwei Geschwister –

Für die Solidarität

Es ist mir ein Herzensbedürfnis, Ihre Solidaritätsaktion am 31. August 1984 wieder zu unterstützen, darum schicke ich Ihnen einige Erinnerungsstücke von einer Reise in die Sowjetunion. Viel Erfolg!

Giesela Schulze, Altenberg

Wir, die Brigade „Amilcar Cabral" des AHB Textima, möchten mit unseren Spenden zu einem guten Ergebnis beitragen.

i. A. Nehl, Berlin

Als 78jährige beteilige ich mich mit einem Kunstdruck an ihrer Aktion. Möge der Erlös dazu beitragen, den Frieden sicherer zu machen und den Ländern soziale Gerechtigkeit bringen, wo es noch daran mangelt.

Johanne Richter, Aue

Anbei eine modische Rollmütze. Habe sie im Urlaub gestrickt und schicke sie der Einfachheit halber gleich hier in Oberwiesenthal ab.

Gerda Kreß, Dresden

Die Vorbereitungen laufen auf vollen Touren, die Tische in unserem Versammlungsraum biegen sich unter Bergen von Büchern; wunderschöne Handarbeiten und Reiseandenken finden schon jetzt Bewunderer ... Bis zum Redaktionsschluß am 27. August erhielten wir von 1620 Lesern Geldspenden sowie 602 Pakete und Päckchen mit Sachspenden für unsere Solidaritätstombola. Vielen herzlichen Dank – das Ergebnis kann sich auch dieses Jahr bestimmt wieder sehen lassen!

Weiterbildung in der UdSSR

Mit Interesse las ich den Artikel über ehemalige DDR-Studenten in der UdSSR („Die ganz besonderen Jahre", FW 13/84). Vor wenigen Tagen bin ich selbst nach einem Weiterbildungskurs für Lehrkräfte der Gesellschaftswissenschaften aus Leningrad zurückgekehrt. Natürlich sieht man als 48jähriger manches anders als junge Menschen, dennoch sind viele Probleme ähnlich. Allein die Sprache hat in der täglichen Praxis ihre Tücken – ich war unter 264 Teilnehmern der einzige Ausländer. Immer aber hat man das Gefühl, daß man nicht als Fremder gilt. Ich möchte diese Monate nicht missen, nicht nur wegen der Bereicherung meines Wissens, sondern vor allem wegen der Möglichkeit, mit Sowjetbürgern zu leben.

Gerhard Flügel, Leipzig

DDR-Vorgeschichte

Ich hatte das Glück, in den ersten Nachkriegsjahren mehrmals mit Wilhelm Pieck zusammenzutreffen, deshalb fesselten mich die vor einiger Zeit (FW 11/84) veröffentlichten Erinnerungen von Generalmajor Tulpanow an den ersten DDR-Präsidenten. Meine erste Begegnung fand am 17. August 1945 während einer antifaschistischen Kundgebung im Hallenser Volkspark statt. Hier, wo vor Jahren auch Ernst Thälmann aufgetreten war, sprach nun der Vorsitzende der KPD. Neben mir saß ein bejahrter Mann mit hagerem Gesicht und grauen

Nicky und Nicole. Als wir ihn besuchten, zeigte er uns das Bild im Familienalbum und wußte genau, wer der Mann mit den Blumen ist: „Na klar, ich gehe doch schon in die zweite Klasse!“ Randys Erzieherin von damals, Edda Gremmel, betreut weiter Marzahns jüngste Einwohner. Sie kam aus der Wismarer Gegend nach Berlin und erzählte uns: „In Marzahn hab' ich mein Nest gebaut. Hier wurde ich beruflich flügge. Hier bin ich mit meinem Mann und unseren beiden Kindern zu Hause.“
An den Regierungsbesuch anläßlich der zweimillionsten Wohnungsübergabe im Rahmen des auf dem VIII. Parteitag beschlossenen Wohnungsbauprogramms erinnerte sie sich gut: „Wir steckten noch in den Anfängen, drei Hochhäuser waren hier im Umkreis erst bewohnt. Zum Empfang hatten wir ein Lied eingeübt. Doch vor Aufregung blieben die Kinder stumm. Da rettete Genosse Honecker die Situation, indem er sich zu Randy bückte und seine Blumen gegen ein Bild eintauschte...“ Heute gibt es in Berlin-Marzahn 52 Kinderkrippen. 1985 kommen weitere 14 Kindereinrichtungen dazu.

Ingrid Buchholz

Junges Glück am Alten Strom in Warnemünde — **Leonhard Penzold, Berlin**

Preisfrage

Heft 18/84

Wieviel Prozent der Oberschüler waren 1949 Kinder von Arbeitern und Bauern?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 20/84. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 12. September 1984. Auflösung von Heft 16/84: Nikolai Ostrowski. Wir gratulieren Marion Szczepanski aus Ilmenau.

Wer schreibt uns?

Sergej Jewdokimow, 23 Jahre alt, Student, möchte Deutschkenntnisse vervollkommnen, interessiert an Geschichte und Kultur. UdSSR, 121 293 Moskau, pl. pobedy 2, k. 2, kw. 200

Blaga Dimitrova, 22 Jahre alt, möchte russisch, bulgarisch oder deutsch korrespondieren, sammelt Puppen und Maskottchen. VR Bulgarien, 4002 Plovdiv, ul. Don – 26 a.

Schläfen, an seiner Jacke ein kleines rotes Dreieck, das Abzeichen der Buchenwaldhäftlinge. Seine Bewegung war ihm anzusehen. Das Foto entstand einen Tag später anläßlich einer Einladung beim damaligen Chef der SMA Sachsen, Generalmajor Kotikow, und zeigt von links nach rechts Wilhelm Pieck, Wladimir Gall, Lotte Ulbricht, Peter Florin, Generalmajor Kotikow und Oberst Demidow.

Wladimir Gall, Moskau

Ansehnliche Bilder Anschaulicher Text

Mit großem Interesse verfolgen meine Familie und ich Ihre Sammelserie über Völkerschaften der UdSSR („Tuwinische ASSR“, FW 15/84). Besonders beeindruckte uns, wie anschaulich Lebensgewohnheiten der Menschen, ihre Heimatliebe, ihr Stolz auf das Erreichte beschrieben werden.

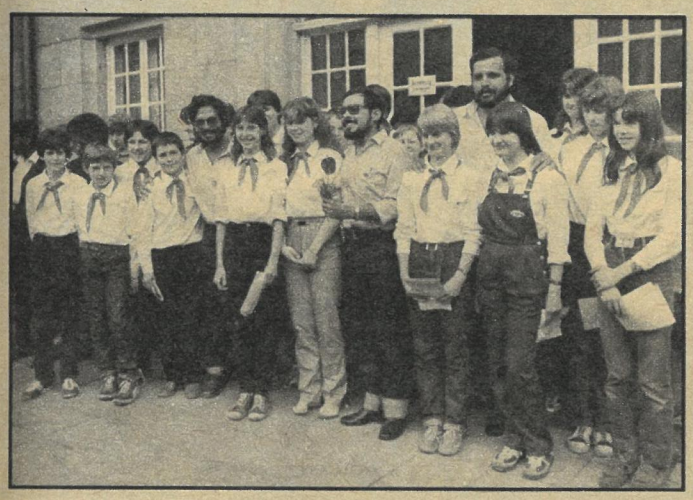
Christa Reddemann, Schwedt

Der Bericht über die Tuwiner hat mir bis jetzt, was die Landschaft anbelangt, am besten gefallen. Das Farbfoto auf Seite 50 ist das schönste des ganzen Beitrags.

Stefan Müller, Hohenstein-Ernstthal

Das Bild der alten Tuwinerin (Seite 47) muß ich mir immer wieder ansehen. Ich glaube, als guter Geist der Familie wird diese Frau von allen geliebt und verehrt. Man versteht deshalb auch gut, kein Sohn wird ihr die Fürsorge nach dem Tod des Vaters versagen. Daß ein Verstoß gegen diese überlieferte Sitte so streng beurteilt wird, zeugt von wahrer Mutterliebe.

Margarete Reißner, Dresden



Ferienrückblick

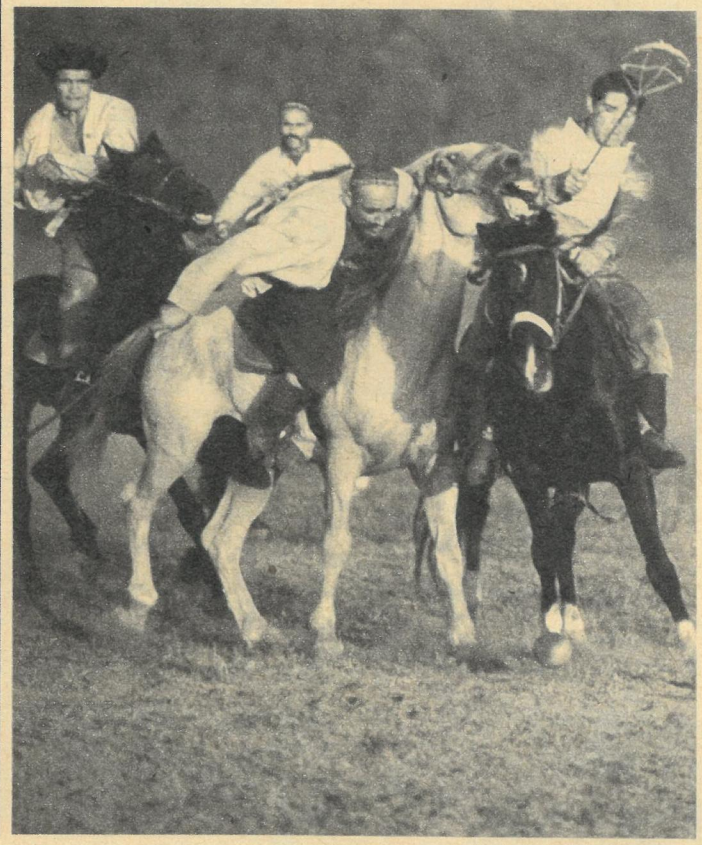
Zu Ihrem Beitrag „Sandinos Enkel“ (FW 14/84): Mein Foto entstand vor den Sommerferien: 20 Thälmannpioniere aus dem Bezirk Karl-Marx-Stadt bildeten eine Delegation für einen 4-Wochen-Aufenthalt im sowjetischen Pionierlager Artek am Schwarzen Meer. Inmitten der Vorbereitung auf die Reise kamen Gäste aus Nikaragua – der Generalsekretär der Vereinigung Sandinistischer Kinder Nikaraguas und einige seiner Genossen.
Während eines Meetings dankte er den Pionieren für das viele Spielzeug, das von DDR-Kindern in sein Land geschickt wurde.

Horst Becher, Reichenbach

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: ADN-ZB (2), Volker Hohlfeld, privat, A. S. Tschorch; Vignette: Martin Kotsch

Pferde in der Sowjetunion

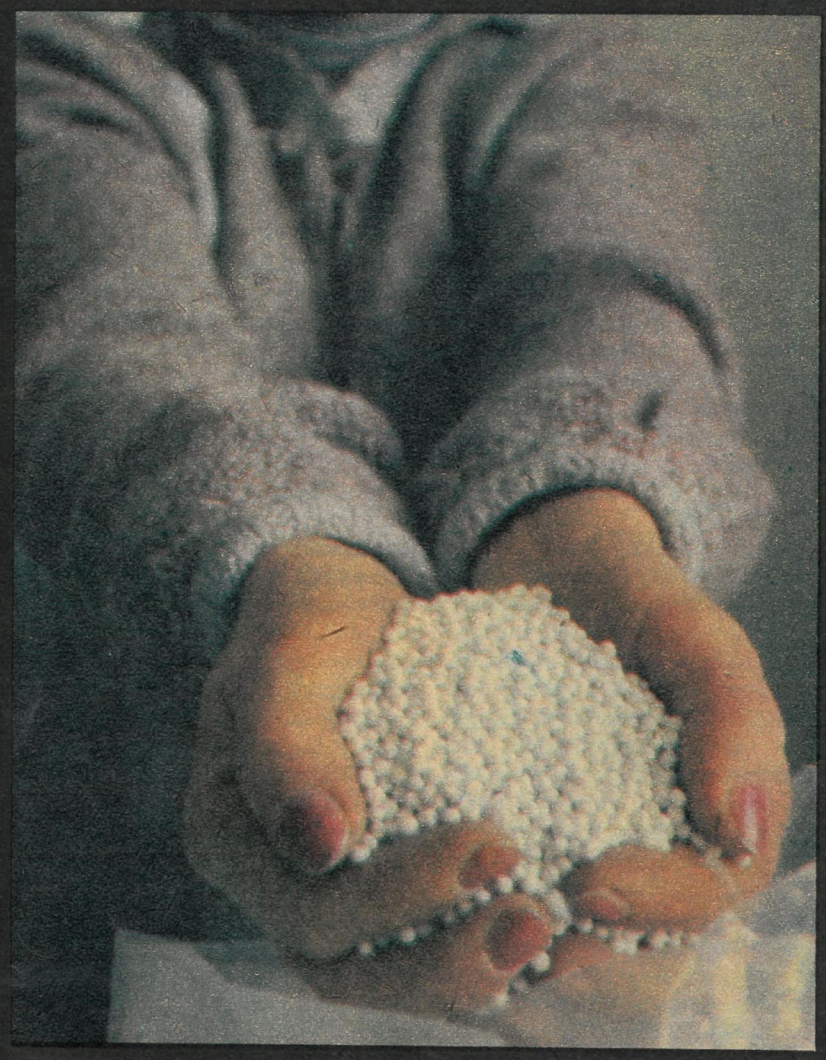
So war es richtig in Folge 4 „Pferde in der UdSSR“ (FW 16/84): Schläger und Hartball sind die Sportgeräte für Polo. Unser Foto zeigt das Spiel „Tschowgan“, ein Hockey zu Pferde. Es stammt aus Aserbaidshan und Tadshikistan. Es gewannen: 150 Mark Herbert Marhenke, Gardelegen; 100 Mark Heinz Hirt, Frankfurt (Oder); 50 Mark Manuela Mentner, Berlin. Herzlichen Glückwunsch!



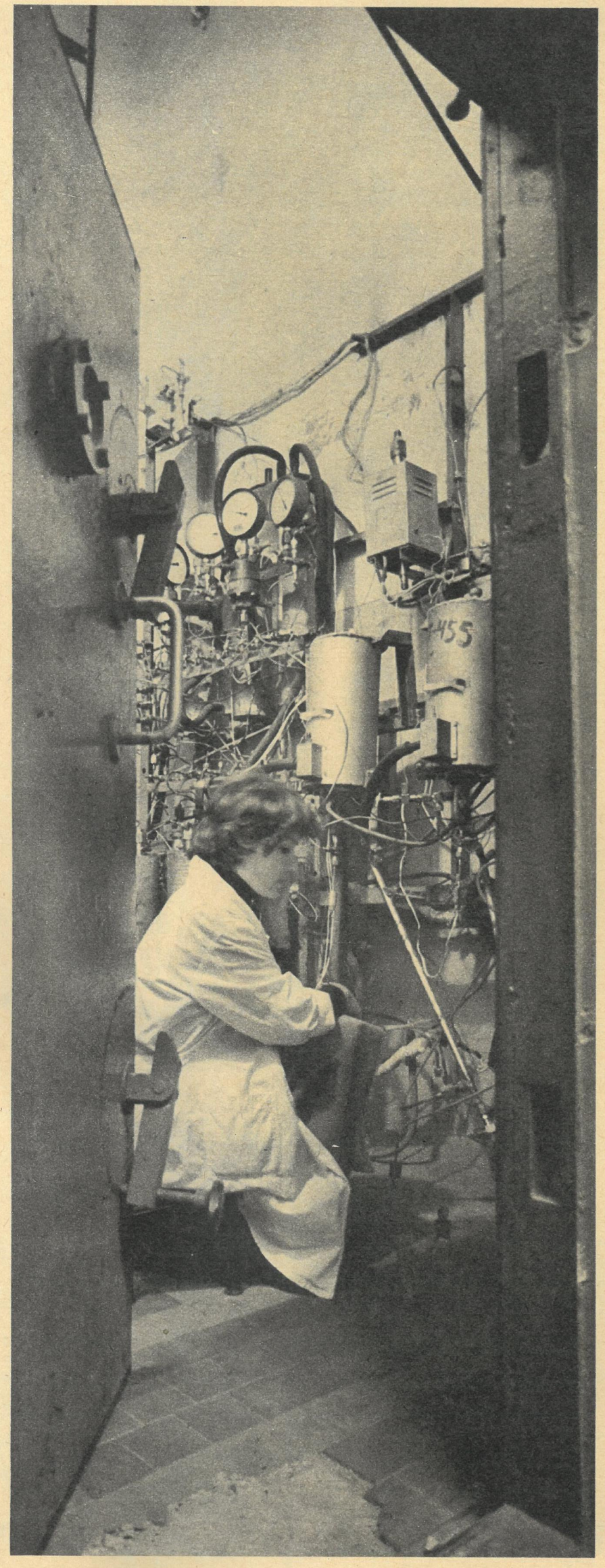
Weißliche Dämpfe strömen aus sibirischem Boden: Vorboten fossiler Brennstoffe in der Region. Diese gehören zu den wertvollsten Naturreichtümern der Sowjetunion, die sich als einziger großer Industriestaat der Welt vollständig aus eigenem Aufkommen mit Wärme und Energie versorgt. Aber die Vorräte in den mehr oder weniger gut zugänglichen Gebieten nehmen auch hier mehr und mehr ab. Immer tiefer muß der Mensch in die Erde eindringen, immer härter werden die Bedingungen für die Bohr- und Erschließungstrupps. Doch viele Industrieprozesse sind heutzutage auf Wärme angewiesen, die bei Verbrennung entsteht.

Viel fliegt davon zum Schornstein der Fabriken und Wärmekraftwerke hinaus. Wissenschaftler und Ingenieure in aller Welt suchen nach geeigneten Verfahren, die der technologisch bedingten Verschwendung Einhalt gebieten sollen.
Wichtigen Anteil daran hatte auch Professor Georgi Boreskow, bis zu seinem Tode im August dieses Jahres Direktor des Instituts für Katalyse in Akademgorodok bei Nowosibirsk, Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, auswärtiges Mitglied mehrerer Akademien.
Kurz vor dessen Tode sprach unser Moskauer Korrespondent
Dr. Dietrich Pätzold mit ihm.

Energie für den Schornstein?



Granulierte Katalysatoren (oben) im Einsatz (links).



Im Keller des Institus: In automatischen Experimentiervorrichtungen werden neue katalytische Verfahren getestet.

Weshalb muß man einen Teil der Brennstoffe bei der Wärmeerzeugung buchstäblich in den Rauch schreiben? Professor Georgi Boreskow erklärte das so: Um Wärme zu gewinnen, muß der Brennstoff in der Regel bei Temperaturen von über eintausendeinhundert Grad Celsius verbrannt werden. Das ist schon der Haken bei der Sache: Nur für wenige technologische Prozesse wird eine derartige Hitze gebraucht. Meist kommt man in der Industrie mit weitaus niedrigeren Temperaturen aus. Deshalb vermischt man die hocherhitzten Feuerungsgase mit kalter Luft oder arbeitet gleich von Anfang an mit Luftüberschuß. „Verständlicherweise sind dabei die Wärmeverluste groß", sagte der Professor. „Und auch bei minimalem Luftüberschuß, wenn das Brennstoff-Luftgemisch eigentlich optimal ist, bilden sich wegen der dabei auftretenden sehr hohen Temperaturen giftige Kohlen- und Stickstoffoxide, die nicht nur einen Teil der Wärme für sich verbrauchen, sondern auch noch die Atmosphäre verpesten."

Und wenn man den Ofen gleich bei jenen niedrigen Temperaturen betreibt, wie sie benötigt werden? „Dieser naheliegende Weg ist durch ein Naturgesetz verbaut, demzufolge jeder Stoff erst dann Feuer fängt und entsprechende chemische Reaktionen eingeht, wenn seine Umgebungstemperatur einen ganz bestimmten, meist recht hohen Wert überschritten hat." Die Temperaturschwelle, von den Chemikern „Aktivierungsenergie" genannt, ist eine Art Sicherung, über die die Natur verfügt, damit nicht alle organischen Stoffe unserer Welt von selbst zu Wasser und Kohlendioxid „verbrennen" und, wie das Professor Boreskow formulierte, „die Erde schließlich nicht zu einer Wüste inmitten eines Ozeans aus schwacher Kohlensäure wird."

Also eine ausweglose Situation? „Nein, wir Chemiker kennen seit gut anderthalb Jahrhunderten einen Typ von Reaktionen, bei denen solche Energieschwellen überwindbar werden. Der schwedische Naturforscher Jöns Jakob von Berzelius hat für die in ihrer Wirkung einmaligen Substanzen, die solche ‚verbotenen' Reaktionen möglich machen, schon 1835 den Begriff ‚Katalysatoren' geprägt."

Katalysatoren? Als Fermente und Enzyme werden jene „grauen Eminenzen" in unserem Körper bezeichnet, die bei der Atmung, der Verdauung, der Eiweißsynthese und überhaupt bei allen Stoffwechselprozessen den Ton angeben und trotzdem bei den Bilanzen am Schluß nicht in Erscheinung treten. Iwan Pawlow nannte sie „Lebenserwecker". Denn die lebensentscheidenden biochemischen Umwandlungen in Pflanze, Tier und Mensch kommen erst durch sie in Gang. Die Fermente überwinden alle Barrieren, helfen den Stoffen entsprechende Reaktionspartner zu finden und bestimmen so Geschwindigkeit und Richtung der in den Zellen ablaufenden Prozesse.

Die „Techniker" unter ihren Verwandten sind die Katalysatoren. Was die Fermente im Reich des Lebens und der Natur bewirken, schaffen sie in der unbelebten Technikwelt des Menschen. Ebenso wie jene in ihrem Fleiß und ihrer Zielstrebigkeit nimmermüden Heinzelmännchen wirken sie allerdings meist im Verborgenen. „Ein Katalysator senkt beim Zusammenwirken mit den Reagenzien die Aktivierungsenergie, beschleunigt damit die chemischen Umwandlungen, wodurch in vielen Fällen die erforderliche Temperatur für den Reaktionsablauf verringert werden kann", sagte Professor Boreskow. Der 77jährige Gelehrte war Akademiemitglied und Direktor des von ihm vor einem Vierteljahrhundert gegründeten Instituts für Katalyse in Akademgorodok.

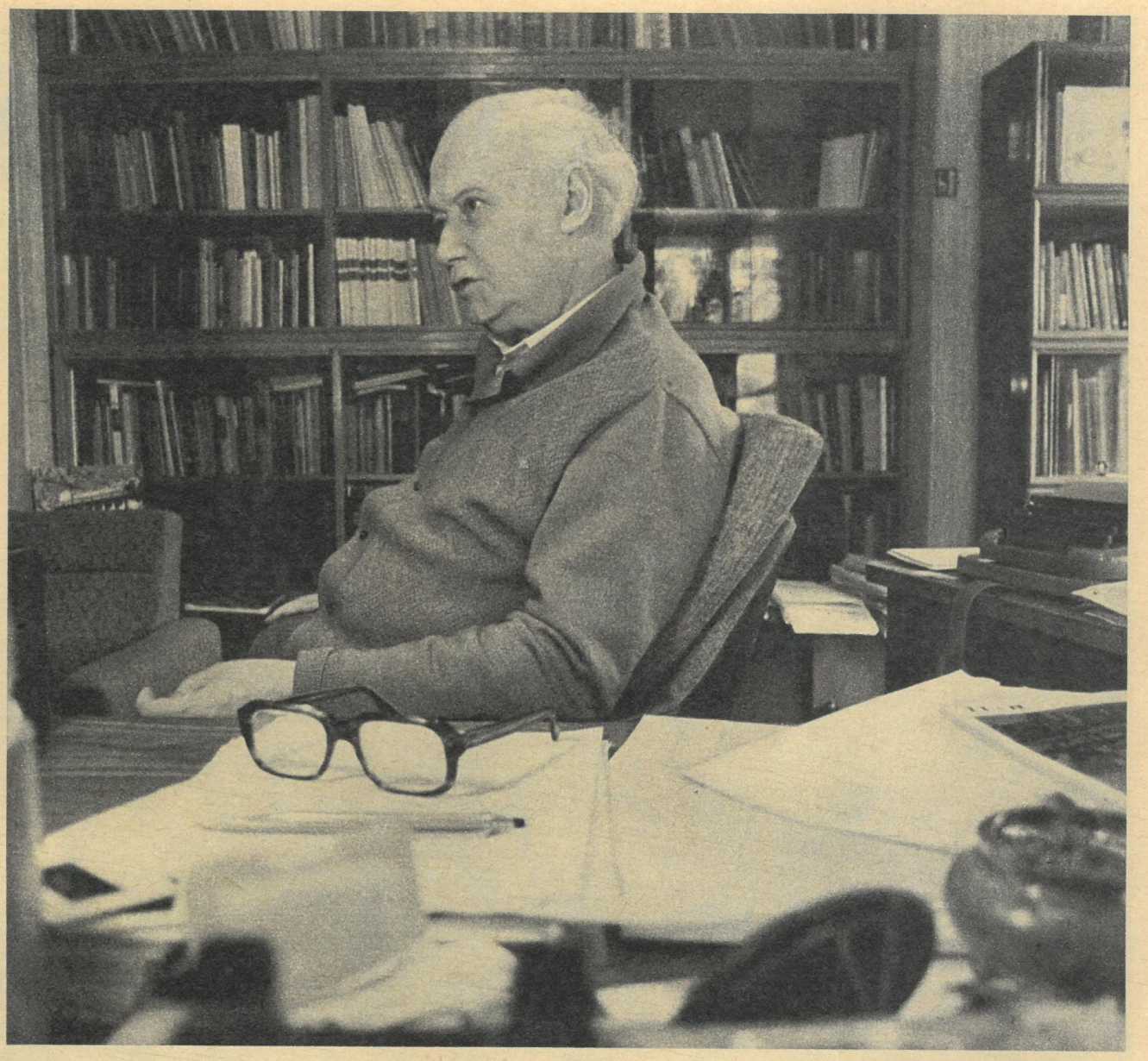
Am Born der ewigen Jugend

„Nur ein Beispiel: Zur Verbrennung eines Gemisches aus Luftsauerstoff und Kohlenoxid braucht man eine Temperatur von über siebenhundert Grad Celsius – ein Katalysator dagegen ermöglicht einen ausreichend schnellen Ablauf dieses Prozesses fast bei Zimmertemperatur." Die Reaktionen werden ohne zusätzlichen Verbrauch an Energie beschleunigt, und der Katalysator selbst bleibt scheinbar unverändert? „Ja, daraus erklärt sich auch die weitgehende und rasch zunehmende Nutzung von Katalysatoren in der Industrie; zur Zeit werden sie in etwa achtzig Prozent aller Verfahren eingesetzt."

Als Georgi Boreskow seinerzeit mit knapp fünfundzwanzig Jahren Leiter des Labors für Katalyse am Chemisch-radiologischen Institut in Odessa wurde, wo er auch studiert hatte, war das die Zeit der stürmischen Industrialisierung des Sowjetlandes. In der damaligen Chemieindustrie stand die Schwefelsäureproduktion an der Spitze. Sie war auch der Zulieferer für viele andere Zweige der jungen sowjetischen Chemieproduktion.

Als Katalysatoren verwandte man dabei – wie in aller Welt – teure Platinstäbe, die allerdings sehr schnell ihre Aktivität einbüßten, „vergifteten". Von der Begeisterung der ersten Fünfjahrpläne zum Aufbau des Landes mitgerissen, da Komsomolzen mit einfachsten Hilfsmitteln Staumauern für zukünftige Kraftwerksgiganten errichteten, stürzte sich Georgi Boreskow sogleich nach Abschluß seines Studiums in die Aufgabe, billigere und möglichst auch bessere Katalysatoren für die Schwefelsäureindustrie zu finden.

Energie für den Schornstein?



Ein halbes Jahrhundert Katalyseforschung: der kürzlich verstorbene Professor Georgi Boreskow, Direktor des Instituts für Katalyse.

Mitte der dreißiger Jahre legte er nach einer Reihe von Einzelveröffentlichungen, deren erste schon 1929 erschien, eine spezielle Vanadinverbindung vor, von der es in einer offiziellen Schrift der Akademie der Wissenschaften der UdSSR zum 75. Geburtstag des Gelehrten heißt: „Der von G. Boreskow entwickelte Schwefelsäurekatalysator ist bis heute einer der aktivsten und wird weitgehend in der Industrie genutzt. Er war außerdem Ausgangspunkt für eine ganze Generation effektiver Katalysatoren für industrielle Oxydationsprozesse." Die Tage des jungen Chemikers waren mit nicht enden wollenden, äußerst exakt und systematisch angelegten Experimenten ausgefüllt. Manche Nächte gehörten angestrengter Denkarbeit und der Fachliteratur. Er wollte mit aller Kraft Ordnung hineinbringen in das, was von den Katalysatoren schon bekannt war und was noch nicht. Sein Verdienst ist es, einige wissenschaftliche Grundlagen für den Vanadin-Katalysator intensiv bearbeitet zu haben.

Georgi Boreskow gehörte dabei von Anfang an zu denen, die vor einer Überbetonung von Einzelergebnissen warnten und mit ihrer ganzen Persönlichkeit für ein komplexes Herangehen an die Katalyse eintraten. Für jeden sichtbar stellten die Katalysatoren beispielsweise, als hätten sie Zugang zum Born der ewigen Jugend, nach Vollendung der Umwandlungszyklen immer wieder ihren ursprünglichen Zustand her – zumindest für eine gewisse Zeit. Doch was geschah mit ihnen in der Zeit dazwischen, während der Reaktionen? Darüber entbrannte ein heftiger Streit bei den Katalyseforschern. Waren die Katalysatoren nur eine Art Meister am Fließband in einer Montagehalle, der zwar die Plätze verteilt und den Takt am Band vorgibt, sonst aber nicht mit anpackt? Georgi Boreskow und andere seiner Kollegen glaubten das nicht. Sie gingen davon aus, daß nicht nur die Reagenzien unter Einfluß des Katalysators den Stoffumwandlungen unterworfen sind, sondern auch der Katalysator gewisse Veränderungen mitmacht, um seinen Einfluß auszuüben. Oder um bei unserem Bild zu bleiben: keine Meister mit weißen Manschetten, sondern fleißige und hochqualifizierte Arbeiter im Maschinensaal, die als unermüdliche Springer immer da zur Hand sind, wo eine Lücke den ganzen Ablauf zum Stehen bringen würde.

Die Katalyse als einheitlicher chemischer Prozeß von Stoffumwandlungen – das bot den Ansatz, ihr den Schleier des Unerklärbaren zu entreißen und sie theoretisch zu begründen. Gerade von sowjetischen Forschern wurden wichtige Beiträge zur Theorie der Katalyse geleistet, die Weltgeltung haben. Dafür stehen unter Fachleuten so bekannte Namen wie Roginski, Wolkenstein, Wojewodski. Georgi Boreskows besonderes Verdienst besteht darin, daß er seit langem als Direktor des Instituts für Katalyse – dem einzigen in der Sowjetunion, das sich mit allen theoretischen und praktischen Aspekten der Katalysatoren beschäftigt – eine enge Verbindung zwischen Grundlagen, Anwendung und Verfahrenstechnik suchte und fand. In seinem Institut wurde auch die Modellierung katalytischer Reaktionen vorangebracht.

Wenn mit Platin geheizt wird

Auf Initiative Boreskows wurde 1971 ein Koordinierungszentrum der RGW-Mitgliedsländer zur Entwicklung und Überleitung neuer Katalysatoren geschaffen, das die gesamte wissenschaftlich-technische Information über Fragen der Katalyse sammelt und verallgemeinert. Ziel dieses Zentrums ist die Zusammenstellung eines einheitlichen Katalysatorenkatalogs, der für die weitere Forschung unentbehrlich ist.

„Gebraucht wird auch ein ganzes Sortiment von Katalysatoren für die verschiedenen katalytischen Verbrennungsprozesse." Professor Boreskow sprach wieder über die Verbrennung der fossilen Energieträger, die ungenutzt in den Schornsteinen der Öfen verpuffen. Die Versuchsserien in seinem Institut belegten zweifelsfrei: Mengt man die hier entwickelten Katalysatoren dem Brennstoff-Luftgemisch bei, so wird der Sauerstoff trotz reduzierter Luftzufuhr voll ausgenutzt. „Wir arbeiten jetzt mit immer schwereren Brennstoffen und vergrößern die Ausmaße der Versuchsanlage. Während die ersten katalytischen Wärmegeneratoren für die Industrie nur mit einem leicht oxydierbaren Gas arbeiten konnten, wobei der Katalysator Platin enthalten mußte, funktionieren unsere heutigen Anlagen mit Masut (einem Schweröl), und als aktive Katalysatorkomponenten werden durchaus erschwingliche Oxide von Chrom, Eisen, Kupfer und Mangan benutzt. Bei der großen Vielfalt von Brennstoffen kann es aber nicht um einen einzigen universellen Katalysator gehen!"

Wie ist nun der aktuelle Stand der Forschungen? „Bei katalytischer Verbrennung flüssiger und gasförmiger Brennstoffe können wir die nötige Wärmemenge bereits bei Temperaturen zwischen 400 und 700 Grad Celsius erreichen. Im Vergleich zum Fackelofen ermöglicht die katalytische Oxydation nach unseren Erfahrungen eine rund hundertfache Prozeßintensivierung bei einer Senkung der Temperatur auf die Hälfte bis ein Drittel."

Und konkrete praktische Anwendungen in der Industrie? Der Professor äußerte sich vorsichtig, sprach davon, daß der Forschung noch viel zu tun bleibt. Das neue Verfahren aber könnte wirklich die gesamte Wärmetechnik revolutionieren. Davon zeugen auch erste Erfahrungen aus dem Leitprojektierungsinstitut für erdölverarbeitende Industrie der UdSSR, deren neue Anlage fünfzehnmal kleiner ausfällt und um die Hälfte billiger ist. Es konnten erhebliche Mengen Brennstoff eingespart werden. Feuer für die Industrie, bei dem weit weniger als bisher in den Rauch geschrieben werden muß.

Fotos: Archiv; I. Gawrilow

500 Kilometer durch die Wüste

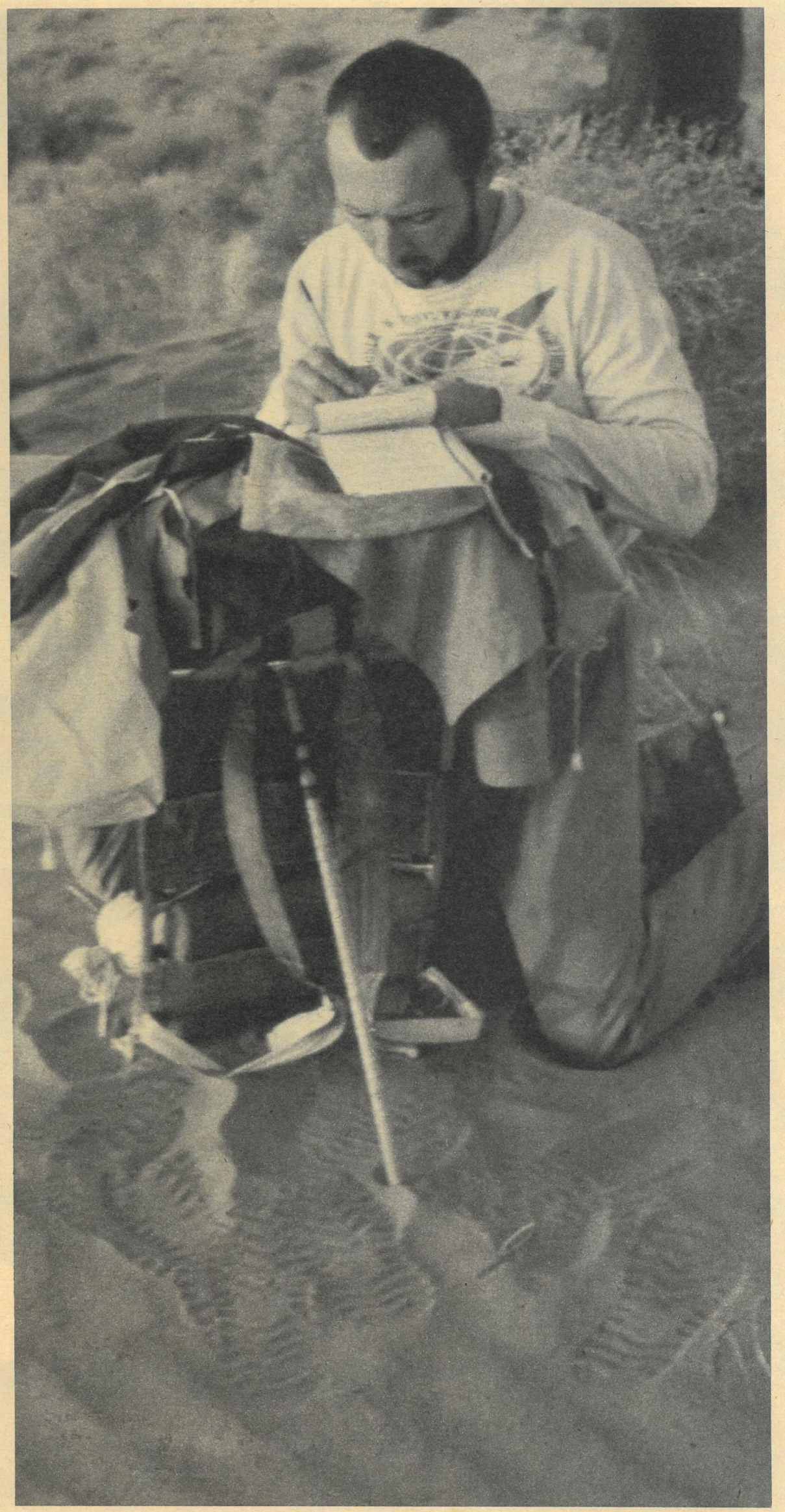
Im Flirren der Hitze ziehen die Männer, ein jeder einen Rucksack, die Hälfte des eigenen Körpergewichts, auf den Schultern, durch den Glutkessel der Karakum. Als sie schließlich am Endpunkt ankommen, empfängt sie dort der Dorfälteste mit Brot und Salz…

Genau vierundzwanzig Tage zuvor, am 15. Juli, waren sie von Taschaus, am gegenüberliegenden Nordostufer des Wüstenmeeres, zum Marsch durch den „schwarzen Sand" aufgebrochen, wie das Wort „Karakum" zu übersetzen ist. Sportler, Hobby-Wüstenforscher und Wissenschaftler hatten sich für dieses Experiment zur Verfügung gestellt. Der Älteste von ihnen 37 Jahre alt, der Jüngste unterwegs gerade 25 geworden. Zwei Jahre lang hatten sie sich auf den Hitzemarathon vorbereitet. Die Thermometer zeigten beim Abmarsch bis zu 47 Grad im Schatten, auch nachts gingen die Temperaturen nicht unter den dreißigsten Skalateilstrich zurück. Vor ihnen lag eine Durststrecke von 520 Kilometern. Eine Dreiviertelmillion Schritte über Sand, der sich bisweilen auf 80 Grad Celsius aufheizte. „Bald versagte ein Teil der mitgeführten Elektronik, die Stromelemente hauchten ihr Leben aus, und die Flüssigkristalle in Armbanduhren und Taschenrechnern schienen buchstäblich dahinzuschmelzen", erzählt Expeditionsleiter Nikolai Kondratenko.

Und die Menschen? Sie unterdrückten, so gut das ging, ihren normalen Lebensrhythmus und kämpften tagsüber gegen das Wachsein. Marschiert wurde nach Möglichkeit in den Nachtstunden, wenn die sengende Sonne hinter dem Horizont verschwunden war. „Es ist unsäglich heiß", schrieb Kondratenko in sein Tagebuch, „und wir haben nur noch einen Wunsch: irgendwo Schatten zu finden und von irgendwem mit Wasser übergossen zu werden… Von den Hemden geht ein unangenehmer Geruch aus. Das Wasserkissen im Rucksack ist nicht mehr voll, und so gluckert es dort mit jedem Schritt. Das geht auf die Nerven. Ebenso wie die Uhr auf dem schweißtriefenden Handgelenk. Ich ertappe mich dabei, daß ich im Gehen einschlafe…"

Wozu diese übermenschlichen Anstrengungen? „Für Mittelasien", erklärte Dr. Kakabei Amannepesow, stellvertretender Direktor des Instituts für Physiologie und experimentelle Pathologie in Aschchabad und Stabschef der Wüsten-Expedition, in einem Telefongespräch mit dem Moskauer FREIE WELT-Büro, „ist die Erschließung der Wüstengebiete eine der Hauptrichtungen in der volkswirtschaftlichen Entwicklung. Dafür kommen Hunderttausende von Menschen hierher: Geologen, Botaniker, Meteorologen, Bauarbeiter, Melioratoren und Viehzüchter. Ihren Einsatz zu erleichtern, praktische Empfehlungen für das Leben und – in Notfällen für das Überleben in der Wüste auszuarbeiten, war eine der wissenschaftlichen Aufgaben des Experiments. Parallel dazu fuhr auf zwei speziellen Lastwagen eine zweite Kontroll- und Beobachtergruppe, die den Weg des Fußmarsches viele Male kreuzte…" Hat es interessante Erkenntnisse zur Anpassung des Menschen an die Wüstenhitze gegeben? „Ja. Nur auf der ersten Hälfte des Weges spürte man eine verminderte Arbeitsfähigkeit. Dann wurden bald fünf bis sechs Kilometer Marschgeschwindigkeit in der Stunde geschafft, in einer Nacht sogar 60 Kilometer auf einmal. Ein Mensch unterliegt in der Wüste nicht der Überhitzung, sondern dem übergroßen Wasserverlust, mit dem sein Körper die Temperatur konstant zu halten versucht. Wir suchen nach Mitteln, diesen für das Wüstenleben ungeeigneten Mechanismus einzuschränken. Die Erfahrungen der sieben Wüstenbegeher deuten darauf hin, daß wir auf dem richtigen Weg sind…"

Dietrich Pätzold



Fotos: Muradow/TASS

Die fliegenden Bauern

Dröhnend und holpernd setzt die Maschine zur Landung an. Auf einem Acker, der zur Zeit als Arbeitsflugplatz dient. Der AN-2 entsteigen ein untersetzter Mann in der INTERFLUG-Uniform, Direktor des Agrarflugbetriebes Willi Gorzel, und ein massiger Zivilist, Alexander Prochor, Chef der sowjetischen Charterflotte, die in der DDR eingesetzt ist. Sie sind zu einer Inspektion in die Nähe von Schönebeck an der Elbe geflogen. FW-Mitarbeiter Dieter Heimlich (Text) und Detlev Steinberg (Fotos) begleiteten sie.

Auf dem Foto links: Die Südbezirke der DDR besitzen 150 000 Hektar Grasland mit einer Hangneigung über 20 Prozent. Seit der Agrarflugbetrieb die Flächen planmäßig zu düngen begann, wurden 100 bis 150 Dezitonnen Frischmasse je Hektar mehr auf diesen Weideflächen gewonnen. Vor zehn Jahren begannen Agrarflieger und Grünlandspezialisten mit der Entwicklung eines Verfahrens zur Intensivierung der Futterproduktion auf Grasland in Hanglagen.

Foto oben: Ein Agrarflugzeug vom Typ Z-37 „Čmelak“ (Hummel) aus tschechoslowakischer Produktion wird bei laufendem Triebwerk beladen. Zum Staunen der Experten aus den Nachbarländern: In weniger als einer Minute!

Foto rechts: Schädlingsbekämpfung in einem Obstanbaugebiet. Durch den Verwirbelungseffekt des Hubschraubers werden auch die Unterseiten der Blätter besprüht.

Die fliegenden Bauern

Der Flug in fünfzig Meter Höhe über Wälder, Wiesen, Felder an einem strahlenden Sommertag: Übersichten über Fläming und Börde wie in einem großen Bilderbuch. Das Erlebnis Fliegen ist für Willi Gorzel noch immer die beste Entspannung zwischen Terminen und Problemen. Dieser Flug war Anlaß zu Erinnerungen.

„In der Nähe von Ludwigslust haben wir die ersten Versuche unternommen, in der DDR den Agrarflug zu nutzen. Wir – das waren Professor Baltin von der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften und ich mit den Arbeitsgruppen der Akademie und der Zivilluftfahrt. Ende August 1956 waren die Streu- und Sprühversuche mit einer gecharterten ČSSR-Maschine abgeschlossen. In Ludwigslust besuchte uns der damalige Hauptdirektor Arthur Pieck, Sohn des ersten Arbeiter-Präsidenten. Wir saßen in den verblichenen Ledersesseln einer altehrwürdigen Gaststätte. Der Professor berichtete. Er war ein temperamentvoller Mann. Als Arthur Pieck – anscheinend nebensächlich – fragte, wie viele Flugzeuge er denn für den DDR-Agrarflug für nötig hielte, schwieg er einen Augenblick. Dann antwortete er: ‚Ich schätze ... 200 Maschinen.' Pause. Das Gespräch wurde sachlich zu Ende geführt, der Professor herzlich verabschiedet. Kaum aber war er aus dem Zimmer, als Genosse Pieck auf mich losging: ‚...Sag mal, mit solch einem Spinner arbeitest du zusammen?!'"

Der Wirtschaftsflug der DDR besaß ein Flugzeug. Willi Gorzel muß heute anerkennen: „Professor Baltin hatte tatsächlich recht mit seiner Schätzung."

Der Traum vom Fliegen hatte sich Willi Gorzel aus Kindertagen bewahrt, seit er zum ersten Mal in einem Segelflugzeug gesessen hatte. Als der 26. Mitarbeiter erhielt er seinen Einstellungsbescheid beim Luftfahrtunternehmen der DDR. Hauptdirektor Arthur Pieck beauftragte ihn, eine Konzeption für eine Wirtschaftsflugabteilung auszuarbeiten. Am 3. Mai 1956, vier Monate nach der Einstellung, wurde sie ihm bestätigt.

Gorzel reiste im selben Monat nach Prag. Der Direktor von Agrolet, dem tschechoslowakischen Schwesterunternehmen, Genosse Haberle, hatte ein Jahrzehnt in faschistischen Konzentrationslagern verbracht. Hilfe unter Genossen war für ihn eine Selbstverständlichkeit. Das erste Flugzeug, das der Wirtschaftsflug in Dienst stellte, war denn auch ein Geschenk der ČSSR-Regierung an den Ministerpräsidenten Otto Grotewohl. Ende 1956 wurden die ersten Piloten eingestellt und ebenfalls in der ČSSR ausgebildet.

„Mich ärgerte mächtig, daß Genosse Arthur Pieck nicht erlaubte, daß ich zu diesen ersten gehörte. ‚Wenn der Laden läuft', sagte er, ‚kannst du immer noch deine Ausbildung nachholen.' Er hielt Wort, ich wurde in den zweiten Lehrgang eingereiht." Der ‚Laden' muß gut gelaufen sein, mit Rundflügen und aviochemischen Einsätzen, wie das Düngen oder die Schädlingsbekämpfung im Fachjargon heißt.

Die Bauern lächelten

In der Nähe von Ziesar überflog die AN-2 riesige goldgelbe Rapsfelder, und Agrarflug-Direktor Willi Gorzel erinnerte sich weiter.

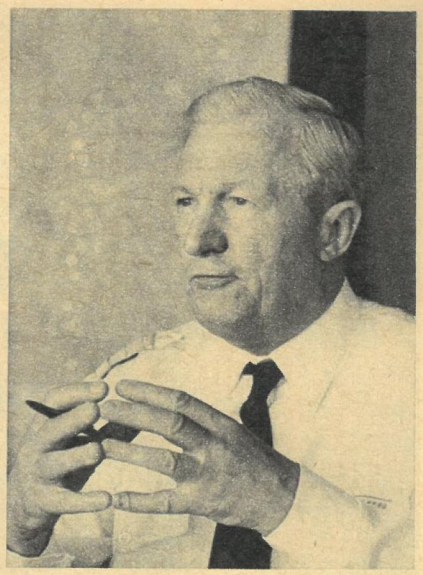
„In den späten fünfziger Jahren waren landwirtschaftliche Genossenschaften mit großen Flächen noch selten. Die Agrarflieger wurden für die Partei zu wichtigen Agitatoren: ‚Das Flugzeug kann für euch nicht bloß die Schädlinge in kurzer Zeit bekämpfen, sondern auch Dünger streuen. Aber lohnt es sich, wenn der Schlag Kartoffeln nur zwei Hektar und der mit Weizen bloß drei Hektar mißt? Die Arbeiterklasse hat euch Maschinen-Traktoren-Ausleihstationen gegeben. Nicht mal für Traktoren sind eure Äcker groß genug, geschweige denn für Flugzeuge. Ihr müßt euch zusammentun, die Flächen zusammenlegen!'" Willi Gorzel weiß noch, wie die Bauern reagierten, als über den Flächen eines Volksgutes in der Nähe von Berlin Dünger gestreut wurde:

„Bauern sind von Natur aus skeptisch. Die breiteten ihre Jacken dort auf der Erde aus, um nach dem Flug zu kontrollieren, ob überhaupt etwas heruntergekommen war!"

Zu Beginn der sechziger Jahre bestanden wohl in allen Dörfern der Republik Genossenschaften. Die Arbeit in der Landwirtschaft wuchs für die INTERFLUG so an, daß Willi Gorzel vor eine Entscheidung gestellt wurde: Entweder die Leitung des Wirtschaftsfluges fortführen und das Fiegen aufgeben oder umgekehrt. „Es fiel mir nicht leicht, auf meinen Pilotenschein zu verzichten", sagt er knapp.

Der Wirtschaftsflug wendete sich in jenen Jahren weiteren Aufgaben zu. Mit der Übergabe der ersten Hubschrauber 1959 an den DDR-Luftfahrtbetrieb begann das Kranfliegen. Die großen Buchstaben HOTEL STADT BERLIN wurden über dem Alexanderplatz aus der Luft abgesetzt. In Schwedt und anderen Industrieanlagen wurden Montagen mit Hilfe der Kranflieger vorgenommen. Hubschraubereinsätze bei der Elektrifizierung der ersten Eisenbahn-Strecken um Leipzig gehörten zum Verantwortungsbereich von Willi Gorzel.

„Hier wurde echte Pionierarbeit geleistet. Auf Millimeterarbeit wurde



„Seit dreißig Jahren ...

damals schon orientiert. Inzwischen sind natürlich neue Maßstäbe gesetzt worden. Es gab international kein Vorbild, an das wir uns hätten halten können. Heute sind die Leistungen unserer Kranflieger Weltniveau."

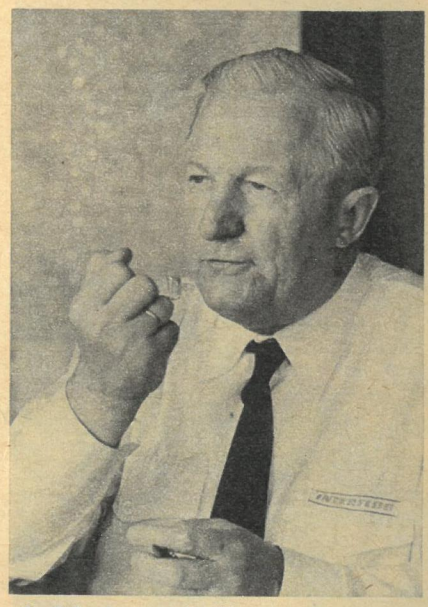
Von Vietnam bis Kuba

In den sechziger Jahren war der Agrarflieger noch sein eigener Organisator. Er mußte sich darum kümmern, daß der Dünger rechtzeitig am Ort war, daß die Signalisten zur Zeit an ihren Plätzen standen, daß er nach Stunden harter Arbeit einen Teller Suppe erwischte. Heute stehen Aufgaben vor den „fliegenden Bauern", die solche Einzelaktionen unmöglich machen. Seit 1971 werden die Besatzungen und ihre Flugzeuge durch Verträge mehrjährig verpflichtet. Vertragspartner sind die Agrochemischen Zentren, sprich A-ce-zett. In jedem ACZ ist heute ein Arbeitsorganisator für all die Dinge eingesetzt, um die sich früher der Pilot selbst kümmern mußte. In jedem Bezirk wirkt eine Arbeitsgruppe Agrarflug – ein Beauftragter des Rates, der Staffelleiter, die ACZ-Leiter. Die Kette setzt sich fort auf der Ministeriumsebene, der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften und der Chemieindustrie. Nein, das ist noch nicht die oberste Entscheidungsetage: In der Ständigen Kommission Luftfahrt des RGW und in dauerndem Kontakt zu der Ständigen Kommission Landwirtschaft werden dort Entscheidungen getroffen, die von Bedeutung für die Chemieindustrie wie für die Luftfahrtindustrie sind. Die Zusammenarbeit der sozialistischen Agrarflieger reicht von Hanoi bis Havanna. Mit Stolz bilanziert Willi Gorzel: „In der Bukarester Vereinbarung sind alle Agrarflug-Unternehmen der sozialistischen Länder zusammengeschlossen, die einen regen Erfahrungsaustausch pflegen." Willi Gorzel, seit zehn Jahren der dienstälteste Direktor, wird gelegentlich unter den Kollegen als der „Doyen" bezeichnet.

Pilot aus zwei Hälften

Unsere AN-2 fliegt über die Elbe, und die ist bleigrau. Das Wetter ist regnerisch geworden, was den Piloten aber anscheinend überhaupt nicht irritiert. Auch Willi Gorzel in seinen Erinnerungen nicht.

„Worauf ich stolz bin, fragen Sie? Nach dem VIII. Parteitag, nach der Bildung der Agrochemischen Zentren, haben wir unseren Fliegern eine Zweitqualifikation ermöglicht. Fast alle haben heute eine zusätzliche Ausbildung als staatlich geprüfter Landwirt oder als Agrochemie-Ingenieur. Keiner hat mehr Sorgen, was mit ihm geschieht, wenn er eines Tages als fluguntauglich vom Arzt verabschiedet wird. Er kann in seinem heimatlichen Territorium, unter den gewohnten Nachbarn mit einem geachteten Beruf weiterleben. Das war ein Schritt, der auch international bemerkt wurde."



ein Prinzip geschaffen,...

Die zweite, qualitativ völlig neue Maßnahme war, zu Beginn der siebziger Jahre Piloten und Mechaniker mit ihren Familien in ihrem Einsatzgebiet anzusiedeln. Hier kennt jeder Pilot die natürlichen und künstlichen Hindernisse bis hin zu den Bedingungen des Mikroklimas seiner Gegend. Das ist für die Flugsicherheit von ganz entscheidender Bedeutung. Aber jeder Pilot besteht gewissermaßen aus zwei Hälften: Die eine ist er selbst, die andere seine Ehefrau. Da hatte sich die eine oder die andere ihren Stand als Ärztin, als Lehrerin, als Kindergärtnerin erobert, und nun verlangte der Mann von ihr, mit aufs Land zu ziehen! Eine Konfliktsituation. Damals wurde der Agrarflug-Direktor öfter aufgefordert dabeizusein, wenn der Konflikt dramatische Höhepunkte erreichte. „Ich möchte sagen", schmunzelt er, „in 99 Prozent aller Fälle haben wir ... gesiegt." Heute leben mehrere hundert Piloten und Mechaniker mit ihren Familien in der ganzen Republik verteilt, und die INTERFLUG hat durch Kredite den Bau von Eigenheimen gefördert. Wie

... das gezielte Aufsuchen der Werktätigen am Arbeitsplatz ...

kann der Chef des Agrarflugbetriebes denn eigentlich seine Mitarbeiter zu einer Belegschaftsversammlung zusammenholen?

„Eine der größten Schwierigkeiten. Ich habe mir seit 30 Jahren ein Prinzip geschaffen, nach dem ich mich selbst richte und zu dem alle nachgeordneten Leiter streng angehalten werden: Wir nennen es Pflichtkontrolle: das gezielte Aufsuchen der Werktätigen am Arbeitsplatz. In allen elf Dienstorten und auf den 200 Arbeitsflugplätzen."

Genau dies tut an jenem Tage im Frühsommer der Direktor. Eben landet unsere AN-2 bei leichtem Nieselregen auf der derben Grasnarbe. Neben der Schwestermaschine, die keinen Platz für Passagiere, dafür einen Behälter für den Stickstoff an Bord hat, treten die Magdeburger INTERFLUG-Mitarbeiter vor Willi Gorzel hin und erstatten Rapport.

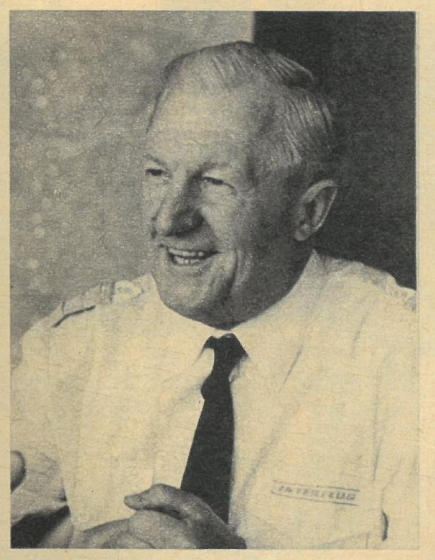
Er begrüßt Leonid Wildanow, der eben eine AN-2 verlassen hat, um seinem Staffelkommandanten Prochor zu berichten. Zuckerrüben, Weizen und Roggen bekommen trotz des leichten Regens ihre zweite Stickstoffgabe. Der Kran fährt an das Flugzeug heran, in Sekundenschnelle ist die neue Ladung an Bord. Wildanow steigt ein, startet wieder. Seit 1973 arbeiten in der Hochsaison sowjetische Piloten der Aeroflot mit der INTERFLUG zusammen. „Ein Stück ökonomische Kooperation, eine hocheffektive dazu!"

Flugzeugspezifisches

Nach genau einer Stunde starten wir wieder. Kaum hat die Maschine die Elbe überflogen, läßt sie die Regenwolken hinter sich. Willi Gorzel: „Die sowjetischen Genossen sagen von der DDR manchmal, daß sie von oben her einem gutbestellten Garten gleicht. Haben sie nicht recht?"

Es drängt sich die Frage auf, ob Agrarfliegerei ökonomisch effektiv sein kann.

„Vom vorhandenen Boden müssen wir mehr Produkte erzielen. Das ist nur möglich, wenn zum biologisch richtigen Zeitpunkt die richtige Düngermenge ausgebracht wird. Nun stellen Sie sich vor, jetzt, da das Getreide Ähren schiebt, brächten wir den Dünger mit Bodenmaschinen aus. Wissen Sie, wie lange das dauert? Das Flugzeug ist ungefähr zehnmal schneller! Und dazu entfällt die Bodenverdichtung, mit schweren Bodengeräten unvermeidbar. Der flugzeugspezifische Nutzen bei Getreide macht zwei bis drei Dezitonnen je Hektar aus. Bei der beflogenen Fläche von 2,5 bis 3 Millionen Hektar macht das – ganz bescheiden gerechnet – 700 000 Tonnen Getreide aus, die wir zusätzlich erzeugen helfen. Und noch etwas zur Schädlingsbekämpfung: Der Einsatz mancher Pflanzenschutzmittel ist auf Stunden genau angesetzt. Wie glauben Sie, hätte der Kampf gegen den Forstschädling Nonne in diesem Jahr ausgesehen? Wir haben deshalb sowohl die Dienste sowjetischer als auch polnischer Agrarflieger in Anspruch genommen, denn das war ein stabsmäßig geplanter und vorgetragener Angriff gegen die drohende Katastrophe!"



... Pflicht auch für mich!"

Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, frage ich ihn, ob es stimmt, daß er meist vor seinen Mitarbeitern im Betrieb ist, ihn aber auf jeden Fall nach ihnen am Abend verläßt?

„Das ist doch für die meisten Direktoren selbstverständlich, damit charakterisieren Sie einen Gorzel nicht! Allerdings muß man eine Frau zu Hause haben und eine Tochter, die das einsehen. Und unser Leitungskollektiv arbeitet schon lange und gut zusammen: Vom Generaldirektor Generalleutnant Dr. Henkes, meinem Vorgesetzten, angefangen, bis hin zu meiner Sekretärin!" Hoffentlich verübelt er gerade ihr nicht, daß sie uns noch etwas verraten hat: Er verlange, sagte sie, von keinem Mitarbeiter etwas, was er nicht auch von sich selbst verlangt... Unsere AN-2 sinkt. Berlin-Schönefeld, der Heimatflughafen auch der Agrarflieger, ist in Sicht.

(Zusatzfotos: Stuck (2), INTERFLUG)

Im nächsten Heft:

Werftperspektiven

Über 5000 Schiffe, gebaut in den 35 Jahren unserer Republik, fahren unter mehr als 50 Flaggen auf allen Ozeanen, allen Meeren. FREIE WELT war bei den Schiffbauern an der Küste.

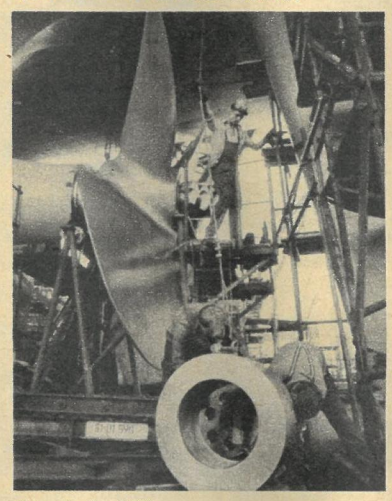


Foto: Lothar Willmann

Das Gesicht

„Gute Rollen sind solche, durch die ich mich lernend verändert habe" – der Schauspieler Ekkehard Schall.

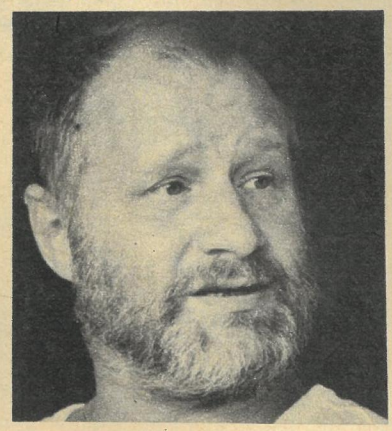


Foto: Peter Meißner

Gesundheitshose

Sie ist eines der Geheimnisse des erfolgreichen Langzeitfluges der drei sowjetischen Kosmonauten an Bord von Salut 7.

Wintermärchen

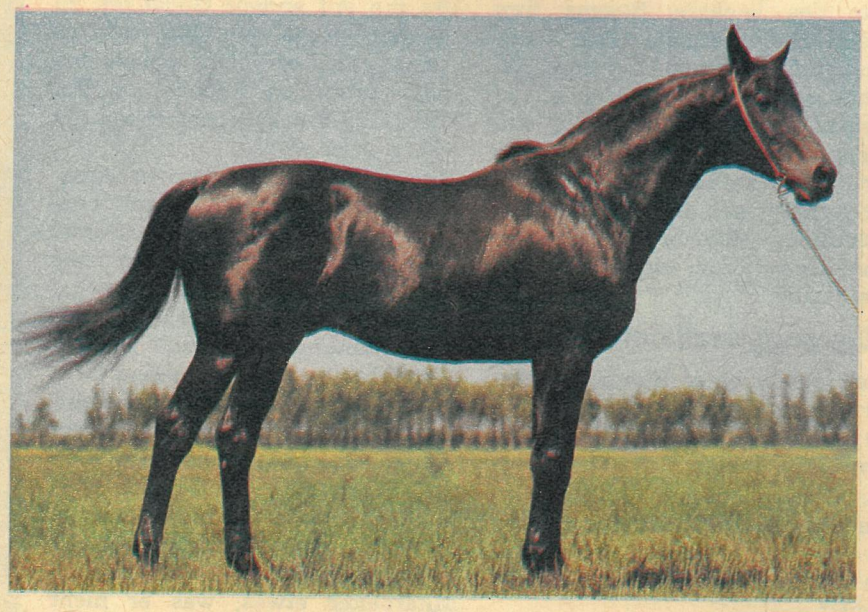
gespielt im Moskauer Ismailowo-Park – Vorschau auf das Reiseangebot in die Sowjetunion für den Zeitraum Januar bis April 1985.

Foto: TASS/A. Morkowkin

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Die Ballerina im Sattel

Der Leningrader Karikaturist Dmitri Maistrenko erhielt vor einigen Jahren auf einer internationalen Ausstellung für ein farbig angelegtes „Pferdeblatt“ einen bedeutenden Preis. Seine Idee: ein Dressurpferd, das statt der Hufe Ballettschuhe mit rosa Bändern trägt. Als Vorbild nahm der Künstler ein Pferd Trakehner Abstammung – berühmt wegen seiner Eleganz, seiner Leichtfüßigkeit und seines Gleichgewichtsgefühls, ebenso bewundert als Erfolgspferd bei der Großen Pardubicer Steeplechase wie bei zahlreichen Olympiaden. Im Kirow-Gestüt (Gebiet Rostow) und im Gestüt Dowator in Belorußland existieren die wertvollsten Bestände von Trakehnern in der Sowjetunion. Gesamtbestand 1980: 3680, davon 2120 in Reinzucht. Doch es war ein Achal-Tekiner mit dem Namen Absent, ein Pferd einer uralten mittelasiatischen Rasse, das erstes olympisches Reiter-Gold für die UdSSR (Wsadnik-Reiter Sergej Filatow) in Rom 1960 gewann. Die Paradestrecke der Erfolge sowjetischer Olympia-Reiter, die erst 1952 bei den Spielen in Helsinki ihr Debüt gegeben hatten, begann. Tokio 1964: Silber und Bronze. Mexiko 1968: Gold und Silber. München 1972: Gold und Silber. Moskau 1980: Gold und Silber – wobei die sowjetischen Equipen eine Vorliebe für Trakehner Pferde zeigten. Ein Name in den Siegerlisten fällt auf: Dr. Jelena Brumel-Petuschkowa, Europameisterin, Weltmeisterin. Der Trakehner Hengst Pepel von Piligrim, den sie in München zum Grand Prix führte, galt vor ihrer Dressurarbeit als launenhaft und aussichtslos.



Dr. Petuschkowa auf dem Hengst Abakan. Der Trakehner-Hengst Pepel (unten) stammt aus dem Kirow-Gestüt bei Rostow.

UNSERE FRAGE:
Pferde Trakehner Abstammung errangen auf dem berühmten Hindernisrennen Pardubicer Steeplechase große Erfolge. Wo liegt Pardubice? Antworten Sie bitte auf einer Postkarte mit dem Serien-Kennwort „Pferde in der UdSSR 6“ an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Einsendeschluß: 12. 9. 1984. Auflösung und Gewinner in Heft 20/84, Leserforum. Gewinnen können Sie 150 M, 100 M und 50 M. Viel Erfolg!

FREIE WELT **Pferde in der UdSSR 6**

Fotos: M. P. Plachowa, A. S. Schtorch